

DIE SICHEL

LITERATUR & DEBATTE

INHALT

Peter Strasser
Morgengrausen mit Lesestoff

Maxim Osipov
Die 5te Welle

Erhart Kästner
Aufstand der Dinge

Chris Bezzel
Die Freude Mozarts beim Kegeln

Stefano G. Azzarà
Bonapartismus und Kulturkampf

Redaktion: Walter Famler

NACHDRUCK GEBOTEN

Preis dieser Nummer 50 Cent = 700 Groschen

ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

ALTE SCHMIEDE WIEN

1. Schönlaterngasse 9 Tel. 512 83 29

junge Welt – die linke Tageszeitung

30. INTERNATIONALE ROSA-LUXEMBURG-KONFERENZ

Das letzte Gefecht. Wie gefährlich ist der Imperialismus
im Niedergang?

Vorträge
Podiumsdiskussion
Kulturprogramm

Sa., 11. Januar 2025
Wilhelm-Studios Berlin

Infos und Karten unter: jungewelt.de/rk

Sonderzahl Verlag

Peter Strasser

EWIGKEITSDRANG

Wir wissen sehr viel, wir sind Wissensgötter geworden, wir haben das Weltall in unseren Kopf hereingeholt und ein digitales Weltuniversum aus unserem Kopf heraus erschaffen – *aber was wissen wir schon?* Alle grundexistenziellen Fragen bleiben unbeantwortet, und doch liegen uns alle menschenmöglichen Antworten vor der Nase.

Da ist allerorten, trotz allem, ein Kleinreden des Ungeheuerlichen. Wenn wir bei offenen Augen die Augen aufschlagen, dann erst *sehen* wir, und wir sehen in den sinnlichen Gestalten und Gestaltungen die Ersten und die Letzten Dinge, auch wenn es unserem endlichen Geist verwehrt ist, zu wissen, was sie bedeuten. Sie sind da, *sei ruhig, unruhiges Herz!*

VORSPANN

Ken, Barbie, Winnetou und Old Shatterhand

Queer, erklärte mir ein transgenderer Schulfreund kürzlich, kann man nicht definieren, das müsste man fühlen. Dazu seien alternde Marcu-sianer nicht in der Lage. Noch aber hat auch Bastian soviel kritische Theorie im Kopf, dass man mit ihm/ihr ein Gespräch über Status und Habitus führen kann. Dass Queerness wesentlich auch habituell verfasst ist, darauf kann man sich mit Bastienne zumindest einigen.

Längst sind auch Transgenderpersonen Rolemodels der habituellen Klasse, noch haben sie den Status von TV-Moderatoren nicht erreicht. Im ORF-Fernsehen prägt eine Ken&Barbie-Doppelmoderation die Dramaturgie der Abendnachrichten. Vielleicht sollte man zwischendurch auch Conchita Wurst zum Einsatz bringen. Möge uns Susanne Daubner in der ARD-Tagesschau lange erhalten bleiben!

Als er vor Jahren noch einmal die Titelmelodie zu den Winnetou-Filmen hörte, da begann es ihn, schreibt Peter Strasser in dieser Ausgabe der Sichel, im Hals zu würgen und er wollte buchstäblich heiße Tränen vergießen. Am Höhepunkt der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung wiederum prognostizierte Erhart Kästner keinen Indianeraufstand, sondern einen Aufstand der Dinge. Wie und warum »Kulturkriege« den Klassenkampf verdrängt und ersetzt haben, beschreibt Stefano G. Azzarà am Beispiel eines postfaschisierten Italiens.

Walter Famler

Morgengrausen mit Lesestoff oder Mein Gartentürl zur Ewigkeit

Von Peter Strasser

Kürzlich hat mir ein Freund verraten, dass er in der Woche acht Bücher verschlinge, er sei eben lesesüchtig. Mir passiert es immer öfter, dass die ein bis zwei Bücher, die zu lesen ich mir für die laufende Woche vorgenommen habe, sich auf zehn bis zwölf summieren, nämlich solche, die ich mir zu lesen vorgenommen habe, bloß, um sie sie nach einigen Seiten wieder wegzulegen.

Ach.

Das war's nicht, und dies war's auch nicht. Ich habe wieder einmal nicht gefunden, wonach ich suchte. Ich habe das Buch, das mir Trost spenden würde, nicht gefunden. Denn das ist das Buch, nach dem ich jeweils suche: das Buch, das mich trösten würde.

Ich suche nach dem Trost, den diejenigen benötigen, die aufwachen und, bettflüchtig, sich sagen müssen: Das ist jetzt wieder ein Tag, der mich meinem Ende, meinem unabänderlichen Ende, näherbringen wird. Ich sage mir das natürlich nicht in dieser Offenheit, ich habe morgens für mich selbst kein offenes Ohr, nur kann ich eben diese Bedrückung nicht abschütteln, der zufolge ich auf mein Ende zu lebe. Denn in mir wühlt meine Vergangenheit, in der meine Aufwach- und Morgenstunden ganz anders geartet waren.

Als ich noch ein Kind war, da erwachte ich und in mir war dieses unbeschreibliche Glück: Ach, schon wieder ein neuer Tag, der mich zu meinem Karl May bringen wird, zu Old Shatterhand alias Kara Ben Nemsî und seinem Begleiter Hadschi Halef Omar (Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawuhd al Gossarah), und so weiter und so fort, lauter Lichtgestalten meines jungen Lebens, in denen ich lesend buchstäblich aufging.

Ich las nicht gleich am Morgen, nach dem Aufwachen, obwohl ich im-

mer ein Karl-May-Buch neben meinem Bett liegen hatte, das musste warten (die Schule war der Berg, der sich zwischen mich und meine Lektüre schob, aber das war keine große Sache); doch schon am Morgen gab es diese reinste aller Freuden – die Freude, schon bald wieder eine Seite des geliebten Buches aufzuschlagen, und dann in Winnetous Reden und Taten einsinken zu dürfen. Ich wusste damals noch nicht, welcher Trost in solchem Glück mitenthalten ist.

Solange ich mich lesend selbst vergessen konnte, solange war die Welt zu meiner Heimat geworden, nicht in diesem zerfallssüchtigen Sinne, der sich Patriotismus oder gar Erdbürgertum nennt, sondern in jener absoluten Weise, die nur dem selbstvergessen Lesenden zuteilwird. Es ist kein Gefühl, das Platz greift und dabei aber reifen muss, nein, es ist einfach da, ganz und gar: Was immer passiert, mir kann nichts passieren – mir, der ich mit Old Shatterhand, Hadschi Halef Omar und Winnetou und all den anderen, die immerzu das Gute, Tapfere und Schöne wollen (und das Böse verabscheuen, das niemals siegen wird), die Welt, welche die wirklich wirkliche ist, mit meiner ganzen Seele erkunde.

Der solcherart Lesende hat schon erfahren, was es heißt, ewig zu leben. Es ist das Leben all der Fantasie, der fantastischen Gestalten zwischen Buchdeckeln, welche dort von einem kindlichen Leserauge zum ewigen Leben erweckt werden – einem Buchleben, das andauert, auch wenn die Buchdeckel längst wieder geschlossen sind.

Alles das ist nun vorbei, ich bin schon lange, wie es heißt, ins wirkliche Leben entlassen worden. Und das dabei Deprimierende ist, dass ich mich denen, die so reden, schon lange, ohne es zu wollen, beigelegt habe. Als ich vor Jahren noch einmal die Titelmusik zu den deutschen Winnetou-Filmen (Lex Barker, Pierre Brice) hörte, da begann es, mich im Hals zu würgen, ich wollte buchstäblich weinen – ich wollte, wie man sagt, heiße Tränen vergießen. Es war wie die sehr ferne Erinnerung an etwas, woran das kindliche Herz fraglos hing und das nun nie mehr wiederkommen wird.

Aus, vorbei.

Ich war aber ein Leser geblieben. Und jetzt fällt mir ein, wie stolz ich war, als ich in einer kleinen Buchhandlung nahe dem Gymnasium, wo ich

meine Leseleidenschaft vor meinen Mitschülern lieber verbarg, als mich ihnen zu offenbaren – »so ein Spinner«, das war ein realitätstüchtiger Kommentar –, meinen ersten Thomas Bernhard mit meinem dürftigen Taschengeld erwarb. Nun entdeckte ich die Faszination der Waldgrenze, des Kalkwerks, all der öden, allen Sinns beraubten Gestalten, die in immer denselben Sätzen kreisten – ja, sie waren Erzählschemen, die in Sätzen kreisten –, und ich war stolz, dass meine Mitschüler von den *Wundern der Lebensödnis* (schon damals machte ich mir immerfort ungesunde Gedanken) nichts wussten.

Ich war stolz, dass nur ich es wusste, ich stellte mir bisweilen die Gemeinde der Thomas-Bernhard-Leser vor, welche alle die Welt so sahen, wie ich sie sehen durfte: Absterbendes, Wahnsinniges, tiefverbohrtes Menschentum allerorten, während rund um mich junge Stimmen summen und von den Berufen, die man ergreifen wollte, und von den Mädels, die man verführen wollte, und von den Familien, die man gründen wollte (etc. pp.), einander in den vor Lebenseifer rotglühenden Ohren lagen.

Aber auch diese meine Geborgenheit in der Weltverachtung ging zu Ende. Ich sehe mich noch, wie ich mit meiner Frau, damals schon Vater, durch die Wälder wanderte mit Peter Handkes *Geschichte des Bleistifts* in der Tasche, auch mit dem Langgedicht von Botho Strauß, *Diese Erinnerung an einen, der nur einen Tag zu Gast war*. Damals hatte ich noch kleine mystische Erlebnisse, mir kam nämlich vor, dass, Handke und Strauß lesend, ich die Gnade der Wahlverwandtschaft mit den Dingen des Weges erfuhr.

Ja, ich war hier, neben meiner Frau über Baumwurzeln stolpernd, zuhause in einem sehr, sehr tiefen Sinne: Mochten auch die Cherubim mit flammenden Schwertern den Eingang zum Paradies bewachen, mir kam vor, wir waren daraus niemals wirklich vertrieben worden, sobald wir dessen innewurden, dass wir wahrhaftig zwischen den Bäumen, den Blumen, dem Summen und Brummen der Insekten durch die Ewigkeit schritten (ein Gedanke, den ich später, bitter-ironisch stilisiert, bei Kafka wiederfand und den Heidegger, hymnisch, in seiner *Feldweg*-Schrift aufgenommen hatte).

Aber so konnte es nicht bleiben.

Der Zauber, mit dem die Literatur meine Seele umspinnen hatte, dieser so wunderbare Zauber als ein sterbliches Wesen unsterblich zu sein, wurde durch die Mühen und Mühlen des Alltags immer fadenscheiniger. Immer öfter wurde ich ein »Zeitgenosse«, das heißt, keiner mehr, der über alle Profanität des »wirklichen Lebens« hinweg (so sagt man doch?) noch jene Unschuld hätte bewahren können, welche dem frühen Leser die Dinge, auch die hässlichen, in einem geradezu biblischen Licht des Anfangs erscheinen ließ.

Noch war nichts geschehen, was nicht wieder hätte gutwerden können, das blieb auch mein Lebensmantra, sogar als ich, ein Student der Germanistik und Philosophie, bereits Eugen Kogons *Der SS-Staat* gelesen hatte. Viel später erst wurde mir klar, dass es, um meinem Mantra Leben und Glaubwürdigkeit zu verleihen, der ganzen religiösen Unbeugsamkeit *und* Zartheit *und*, außerdem und vor allem, des Mutes eines Kierkegaard'schen Glaubensritters bedurfte. Es hätte jener Tugenden bedurft, die nur dem wahrhaft Gläubigen zuteilwerden, damit mein Mantra mehr gewesen wäre als metaphysisches Wunschdenken.

Ich habe, wenn auch ohne Hoffnung, dieses Wunschdenken bis heute beibehalten, und zwar um willen einer (wie soll ich sagen?) *Als-ob-Hoffnung*, zu der ich heute immerhin noch dann und wann fähig bin. Die wunderbare Friederike Mayröcker hat mich darin bestärkt, obwohl sie – träumend, erwachend und auf ihren vielen Zettelchen Ewigkeitsspuren hinterlassend – sich in ihrem Wundergarten des Sinnlichen ein Dichternest gebaut hatte, das den aufgeblasenen metaphysischen Begriffen Heideggers und all den anderen Seins-Tauchern höchstens Einlass gewährte, um sie gleich wieder abzuweisen.

Ich habe das Hölderlin-Buch der Mayröcker vor Jahren besprochen, sie hat mir daraufhin eine Zeile geschrieben, nämlich die: Sie würde sich eine »¾ Stunde« gerne mit mir unterhalten. Ich habe die verehrte Dichterin nie getroffen, ich wollte sie, nein, mein Bild von ihr, nicht stören. Nun ist sie tot. »Besuch mich nicht an meinem Grab es hilft mir nicht ich bin schon tot.«

Zwei Mal bin ich der Mayröcker begegnet, ohne mich ihr kenntlich zu machen. Das erste Mal in Bad Ischl, nicht lange nachdem Ernst Jandl, ihr

geliebter Partner, gestorben war, der auch in dem Band *Scardanelli* Spuren der Sehnsucht und Trauer hinterlassen hat: »Fröhlich waren wir eine stille Fröhlichkeit ach ahnungslos war ich«. Und dann das zweite Mal, Jahre später, im Wiener Café Tirolerhof.

Beide Male hätte ich mir gewünscht, sie kennenzulernen; und beide Male war ich froh, sie nicht behelligt zu haben. Auf diese Weise blieb das intime Sprachbild der mir fremden Dichterin unangetastet. Mayröckers dunkle Haare und Stirnfransen, aus denen auf so vielen Fotos Mayröckers käferdunkle, seendunkle Augen hervorblicken: dazu passen die »Blüthen«, die aus dem Hölderlindeutsch in ihren Hölderlin-Gedichtband eingeweht sind.

Das Buch ist voller Blumen und Gewächse, »Fuchsien Weiden Pinien und Reseden lauschend im Garten (ich) Krokus und Haferkorn auch«. Ja, es ist bei der Mayröcker ein zauberisch umschlossenes »ich«, voller Andrange, Tränen, hymnischer Verkleinerungsformen, die immer nur eines wollen: die Welt reinen Herzens zu lieben, trotz allem, »usw.« Es ist kein Ich, das sich gegen die Welt setzt, obwohl es sich niemals ins Welteinverständige hinein- und das Leben glattlichtet.

So, wie Mayröckers Gräser, hätten Walt Whitmans *Grass Leaves* sein sollen, denke ich, *Scardanelli* lesend. Denn nicht der Lebensjasager und Naturenthusiast öffnet uns zur wahren Poesie hin, sondern das reine Herz. Aber dieses ist, im finsternen Tal, zwischen den Widrigkeiten, Banalitäten und Schrecken des Alltags, in der Globusmaschine des alternden Gehirns, einzig als vertrocknetes, auch zum Tode hin müdes, vorfindbar. Es ist nie ganz. Der Wahnsinn lauert, »kirschenessend in tiefer Nacht«.

Ich habe die Spannung, die Mayröckers Poesie durchzieht, lange Zeit nicht recht verstanden. Mir gingen die Ticks auf die Nerven, die orthographischen und grammatischen und alle anderen auch. Sie schreibt »I« statt »einer/eine/eines«, aber nicht immer. Sie schreibt immer »sz« statt »ß«. Sie demonstriert Eile oder Überdruß, nein, Überfülle, indem sie an das Ende einer Zeile ein »usw.« setzt. Beistriche treten bloß ausnahmsweise zwischen den Zeichenwald, Rhythmus gebend, im Übrigen noch ein Relikt aus der Zeit der alten Avantgarde.

So rackert sich die Dichterin ab, und zwischen ihrem höchsteigenen

Gestrüpp aus Ticks und Formuliermarotten glänzt sie umso reicher, »voll der Gnaden«, sie liebt solche Bilder, wenn sie sehr, sehr kindlich klingen. Dabei schützt sie ihre Unschuld, indem sie sich verkompliziert, starr- und gegensinnig Worthäufchen aufschichtet: »haben 1 Quartett von Penderecki gehört (flow my tears John Dowland wenn aus den Schnäbeln und Wolken hellere Welle sich herabgegossen, Höld., auf der Fuszmatte vor der Wohnungstür 1 gelbe vergessene Blume.« Wo ist die zweite Klammer geblieben?

Und Hölderlin im Wahnsinn, der mit *Scardanelli* unterzeichnete – er wird wie Massenware abgekürzt, »Höld.«; und doch ist er der Same, aus dem das Ganze, der Zyklus der 52 Gedichte, emporwächst. Nein, ich werde die Mayröcker nicht besuchen. Ich werde ihr als Leser begegnen, ab und zu in einem wundersamen Zeilendickicht, in dem sie sich unsterblich verheddert und blüht ...

Das biblische Alter, wie Ernst Jünger das noch nannte, als er 70 Jahre alt geworden war, habe ich, Jahrgang 1950, längst überschritten. Nun bin ich morgens ein wenig getröstet, wenn ich um sieben Uhr fünfundzwanzig die Glocke des meinem Wohnhaus gegenüberliegenden Kirchturms höre. Er gehört zum angebauten Trakt des Karmelitininnenklosters, das auf einer vielbefahrenen Ausfahrtsstraße liegt, im Lärm des Verkehrs, im Staub und den Abgasen.

Die Glocke, sie wird gewiss nicht mehr händisch in Gang gesetzt, ruft zum Besuch der heiligen Messe auf, die kaum noch jemand besucht, aber immerhin: der Ruf erfolgt, dringt zu mir herauf durchs Fenster. Ich weiß, dass ich ein wenig fantasiere, das kommt vom Alter, man will nichts mehr hören, nichts mehr sehen, vor allem nicht das, wovon die Morgenzeitung berichtet. Kein Ruf, kein Gerufen-Werden. Wohin und wozu auch? Der Nachklang der Glocke stimmt mich sanft.

Und während mich die Frühstücksrufe besänftigt (der Duft des Kaffees, das Glänzen des Frühstücksgeschirrs, die Vase mit den Blumen, die sich nachts geöffnet haben und deren Staubgefäße duften), ist meine Frau längst erwacht, sie ist all die Jahre hindurch an meiner Seite geblieben, ich spüre eine Liebe in mir, von der zu sagen, sie werde nicht ewig dauern, hier und jetzt eine glatte Lüge wäre. Was mich niederdrückt, ist

der Gedanke, dass nichts ewig dauert, obwohl ich mich doch glücklich schätzen sollte an diesem friedlichen Morgen jenseits aller himmelschreienden Nöte, die Millionen Menschen zusammen mit Massenmördern und Menschenschindern ertragen müssen. Ich bin in Sicherheit.

Was soll ich noch lesen? Ich krame ein wenig, weil lustlos, in einem meiner Bücherschränke. *Vita contemplativa*. Der Autor ist Byung-Chul Han, ein deutsch-koreanischer Erfolgsphilosoph, Jahrgang 1959. Sein Buch ist einem Hauptvertreter des Daoismus gewidmet. Meine Neugier hält sich in Grenzen, ein ganzes Kapitel handelt von »Meister Zhuang«, der um 365–290 vor Christus lehrte und wirkte.

Ähnlich wie Heideggers Sein ist das Dao jenes rätselhafte Prinzip, das allem, was ist, zugrunde liegt. Der Daoist mischt sich möglichst wenig in das Wirken des Dao ein, er versucht erst gar nicht, sein Leben an ihm auszurichten. Ich frage mich unwirsch: Was soll das?

Der Daoist kultiviert eine Haltung der Kontemplation. Ich finde, das Beispiel, das Han zur Verdeutlichung wählt, entbehrt nicht einer gewissen Komik: Es handelt sich um einen daoistischen Koch, der einen Ochsen zerlegt: »Zhuangzi stellt das Zerlegen als ein zwang- und absichtsloses Geschehen dar. Sein Koch ist eigentlich untätig. Er wohnt dem Geschehen nur bei, das er gleichsam anstupst. Nachdem der Ochse wie von selbst auseinandergefallen ist, staunt er selbst über das wundersame Geschehen, das ohne sein Zutun vonstattengegangen ist.«

Welche Lehre der Koch, den man sich heute als Tranchiermeister in einer Schlachtereier vorstellen muss, aus diesem Beispiel daoistischer Kontemplation ziehen soll, bleibt rätselhaft. Aber vermutlich ist das alles gar nicht wörtlich gemeint, sondern eine Kritik an der massenhaften Beschaffung von Lebensmitteln. Statt sich ernsthaft mit der Stillung des Hungers von Millionen hungernder Menschen durch die »motorisierte Ernährungsindustrie« zu befassen, stilisiert Han das Zerlegen eines Ochsen zu einer Wohlfühlpisode für fleischverwöhnte Wohlstandsbürger voller Wohlstandsekel.

Der Ausdruck »motorisierte Ernährungsindustrie« wird von Heidegger in einem seiner Bremer Nachkriegsvorträge verwendet. *Das Ge-Stell*, 1949. Darin heißt es (in meinen Bücherregalen findet sich solche stili-

sierte Hartherzigkeit zuhauf): »Ackerbau ist jetzt motorisierte Ernährungsindustrie, im Wesen das Selbe wie die Fabrikation von Leichen in Gaskammern und Vernichtungslagern ...« Warum wird dieses brutale, fühllose Heidegger-Zitat von Han nicht in sein Buch mit aufgenommen? Weil, so antworte ich mir, Heidegger als ein weiterer Vor- und Nachdenker der *Vita contemplativa* gepriesen werden soll: »Heideggers ›Gelassenheit‹ enthält eine Dimension des Nichts-Tuns. Die Menschen zerstören die Erde, indem sie sie aus ihrem ›unscheinbaren Gesetz des Möglichen‹ herausreißen und einer totalen Verfügbarmachung unterwerfen.«

Was dieses »unscheinbare Gesetz des Möglichen« sein soll, bleibt offen. Und was soll dieses Gerede von der Gelassenheit? In mir brandet Ärger auf, darin enthalten die Samen des morgendlichen Trübsinns, der tagsüber aufgehen und mir wieder einmal das Nachsinnen vergällen wird. Und was wäre nun die Alternative, die uns Han offeriert? Darf ich mir seine persönliche Praxis des guten Lebens zum Vorbild nehmen? Er ist ein Schreibwütiger – ich müsste lügen, würde ich behaupten, ich dächte dabei nicht an mich, an meine Unruhe, die mich immer wieder vom Frühstückstisch an den Schreibtisch zwingt. Han hat nahezu dreißig Bücher geschrieben, er ist das Gegenteil einer Person, der man ein kontemplatives Leben nachsagen wollte. Ich habe kaum jemals ein Buch gelesen, von dem ich ohne viel Federlesen sagen würde: So viel innere Unwahrhaftigkeit ist fast schon wieder wahrhaftig – ein Gedanke, der, während ich den Han'schen Daoismus im Mistkübel landen lasse, heiter stimmt.

Und hier – mir ist es jahrelang nicht mehr unter die Augen gekommen – ist noch ein Werk, das mir an diesem trüben, horizontlosen Morgen vielleicht auf die Sprünge helfen könnte. Oder? »Credo, quia absurdum est.« Die Haltung hat eine große Tradition. Und so ist es kein Zufall, dass Corine Pelluchon von der *Durchquerung des Unmöglichen* spricht. Freilich verdirbt mir der Untertitel gleich die aufkeimende Hoffnung, aus dem Unmöglichen Trost zu schöpfen. *Hoffnung in Zeiten der Klimakatastrophe*, was soll das nun wieder?

Um ihr Anliegen zu präsentieren, greift Pelluchon auf die Abraham-Episode in Kierkegaards Beleuchtung zurück. Abraham ist bereit, seinen geliebten Sohn Isaak abzuschlachten, um Gottes Befehl zu ge-

horehen. Dass dann nur ein Schafbock daran glauben muss, ist Gottes unergründlicher Güte geschuldet – ein Umstand, der die Tierrechtlerin Pelluchon abstoßen müsste. Stattdessen wird ihr der biblische Bericht zu einem Zeugnis der Hoffnung: »Trotz allem!«

Pelluchon – ich schlage bei Google nach, auf Wikipedia – ist in Tier- schützer- und feministischen Kreisen keine Unbekannte. 1967 geboren, an mehreren französischen Universitäten Professorin. Seit 2021 in der Hamburger »Denkfabrik« *The New Institute* mit Fragen der ökonomischen, ökologischen und demokratischen »Transformation« befasst, was immer das heißen mag. Jedenfalls eine beeindruckende Karriere, als deren intellektuelle Krönung *Die Durchquerung des Unmöglichen* annonciert wird.

Pelluchon will uns in einer Zeit weltweiter Bedrängnisse, wo kaum noch Hoffnung auf ein gutes Ende des »Zivilisationsprojektes« der Aufklärung besteht, ja, das Ende der Menschheit überhaupt beklemmend vorstellbar geworden ist, dazu anhalten, die Hoffnung nicht fahren zu lassen. Zwar bestehe zum Optimismus keinerlei Anlass mehr, aber gerade deshalb sei es unsere Pflicht, den schuld- und hilflos Leidenden – womit Pelluchon ein Kapitel lang die Tiere anspricht – beizustehen. Ich fühle, wie in mir jene Schwärze aufsteigt, die verlässlich anzeigt, dass ich als Leser betrogen werde.

Auch das Weibliche wird als Hoffnungsträger annonciert. Nur so lasse sich die Absurdität des Hoffens nach Phasen tiefer Verzweiflung annehmen. Das Credo quia absurdum ist unüberhörbar, die Bildsprache eindeutig, aber Pelluchon vermiest mir mein Faible für das Unmögliche. Ich bin kein Vegetarier, und außerdem bin ich männlich (hoffe ich jedenfalls). Was also soll, jenseits aller religiösen Gefühle, aller Glaubenspassion, wonach gnadenhalber doch noch alles gut werden könne, das Gerede von der Durchquerung des Unmöglichen?

Man kann das Unmögliche nicht durchqueren. Umso ärgerlicher, dass Pelluchon wie eine Bürokratin des unmöglichen Hoffens redet. »Hoffnung zu haben bedeutet, mit der Gewissheit zu leben, dass sich trotz Zerstörung und reaktionärer Kräfte etwas durchsetzen kann, das die Wirklichkeit durchdringt und bedeutende strukturelle Veränderungen

hervorbringt.« Kurz, wir sollten hoffen, wo es, rational betrachtet, nichts mehr zu hoffen gibt.

Ja, schön, irgendetwas wird sich »durchsetzen«. Indes, um was könnte es sich dabei handeln? Mir liegt es auf der Zunge: Einzig die Gnade Gottes! Doch gerade sie wird von Pelluchon niemals bemüht, vermutlich, weil das urchristlichste Motiv den heutigen »Narrativen« widerspricht, der »Dekonstruktion« männlicher Denkschemata. Aber worauf hoffen, wenn aller Optimismus naiv und vergebens ist? Auf der Suche nach einer Antwort, deren ich an diesem Morgen doch wirklich und wahrhaftig bedürfte, finde ich in meiner Bibliothek, in der ich schon ziemlich entnervt herumkrame, endlich das Buch eines meiner Lieblingsautoren. Don DeLillos *Omega-Punkt*, so heißt es im Werbezettel des Verlags, erscheint weltweit gleichzeitig. Das klingt nach epochaler Dringlichkeit.

Ein erfolgloser Filmemacher reist in die kalifornische Wüste. Dort hat ein hochgebildeter Weltverächter sein Refugium gefunden, nachdem für ihn im Pentagon keine Verwendung mehr war. Ursprünglich sollte er den Militärstrategen unkonventionelle Ideen liefern, aus denen sich eventuell eine neue Sichtweise des Irakkrieges ergeben hätte. Der Filmemacher ist bemüht, den Ex-Pentagon-Mann zu überreden, er möge vor laufender Kamera über Gott und die Welt schwadronieren, ohne Zeitvorgabe, ohne Schnitte, einzig mit einer grauen Wand im Hintergrund. Eine Schnapsidee? Eine mikroskopische Studie zur universellen Substanzlosigkeit! Alle Akteure bewegen sich im Treibsand ihrer Existenz, während die stärksten Gefühle das Fehlen eines tieferen Sinns, eines Wesens der Dinge brüchig maskieren und zugleich entlarven.

Irgendwie sind alle Verhältnisse, ob kulturell, ökonomisch oder militärisch, so geartet, als ob Zombies eifrig zugange wären, um sich von ihrer eigenen Lebendigkeit zu überzeugen. Das gibt dem Ganzen einen durchgehend paranoiden Zug. Ist alles Schein? Schein des Scheins? Auch im Hintergrund Schein? Im Hintergrund scheint eine unfassbare Macht die Fäden zu ziehen, damit die Dinge nicht als das erkennbar werden, was sie im Innersten sind: Tot. Irgendwie tot.

Aber darüber hinaus: Worum geht es? Der Wurm der Schwermut be-

ginnt wieder zu bohren in meiner Seele, von der ich nicht weiß, ob ich sie habe. Gewiss, es geht um das Ende des Menschen. Aber was heißt das schon, seien wir ehrlich? »Das Bewusstsein hat sich erschöpft. Zurück zu anorganischer Materie, na los. Das wollen wir. Wir wollen Steine auf dem Feld sein.«

Einspruch: Ich will kein Stein sein, auf welchem Feld auch immer! Im Übrigen liegt darin für mich die zentrale Botschaft des neuen DeLillo: Dem Universum beim Sterben zuzuschauen ist langweilig, langweilig, langweilig. Darüber zu lesen, das macht Spaß, aber nur, wenn's nicht zu lange dauert. Dieses Mal dauert es nicht lange, ein Schnäppchen Weltverdross als intellektuelles Exerzitium. Naja, warum nicht? Der Kaffee ist inzwischen kalt geworden, die Kirchturmglöcke beim Karmelitinnenkloster ist längst verklungen, ich spiele mit dem Gedanken, zu meiner Erbauung noch einige Aphorismen des kolumbianischen Erzreaktionärs Nicolás Gómez Dávila zu lesen.

Denn es ist ja so: Menschen in meinem Alter sind entweder die sprichwörtlich gut gelaunten Alten, die sich zu beschäftigen wissen, oder sie sehen schwarz, und diese Schwärze frisst ihre Seele auf. Es sei denn, sie finden einen Verbündeten, für den gilt – so stehts am Umschlag zum *Scholien*-Buch –: »Dávilas apodiktischer Stil unterwirft die Gegenwart nicht konstruktiver Kritik, er lehnt sie schlicht ab ...« Dieser Satz stammt offenbar aus einer Rezension des linksliberalen deutschen Wochenmagazins *Der Spiegel*, und der mir unbekannt Autor schreckt auch vor dem Unwort aller Unwörter, nämlich »konstruktive Kritik«, nicht zurück. Das gereicht dem Schwarzseher Dávila zur Ehre, denn er sagt. »Ich gehöre nicht einer Welt an, die untergeht. Ich verlängere und übermittele eine Wahrheit, die nicht stirbt.«

Dávila ist ja ein Katholik alter Schule, der das Geschwurbel der negativen Theologie ablehnt, welcher alle Wahrheiten zu wahren Nichtwahrheiten werden lässt, und zwar nicht aus der unerschütterlichen Festigkeit des Glaubens an die Absolutheit Gottes, sondern der theologischen Anbiederungslust an die modernen »Narrative«. Was könnte das für eine Wahrheit sein, von der Dávila spricht, wenn nicht die des Prologs zum Johannisevangelium? ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ Λόγος καὶ ὁ Λόγος ἦν πρὸς τὸν

Θεὸν καὶ Θεὸς ἦν ὁ Λόγος. »Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott.«

Da ich mich dieser Wahrheit im Moment nicht gewachsen fühle, lege ich die *Scholien* sanft beiseite, auf einen kleinen Berg von Manuskripten, deren unterstes unschön absteht. Neugierig geworden an diesem düsteren Morgen voll trüber Leseaussichten, schnappe ich mir das unordentliche Manuskript, das sich betitelt: *Dicke Bücher in dünner Luft – Gelegenheitsgrillen zur literarischen Langeweile*.

Der Titel missfällt mir, er ist zu ambitioniert, wer vorgibt, »Grillen« zu schreiben, will dem Leser bedeuten, dass es um derart Gewichtiges geht, dass es sich gar nicht mehr in einem schlichten Aufsatz ausdrücken lässt. Die Beschämung meinerseits niederkämpfend (was mir nicht schwerfällt), lese ich die Präambel: »Notiert an meinem Schreibtisch am 4. Februar 2018, umringt von dicken Büchern zwischen fünfhundert und tausendfünfhundert Seiten, manche angelesen, manche ungelesen, plus ein zerlesener Krimi, dreihundertachtzig Seiten, nebst einer noch zu lesenden Monografie über unseren Weltdichter, der soeben seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag feierte.«

In den *Grillen* treffe ich auf Autoren, an denen bereits der Zahn der Zeit heftig nagt, doch es ist diese Hölderlin-Zeile, die uns reinen immun machen sollte gegen die literarische Karies: »Was bleibt aber stiften die Dichter.« Mein Zusatz: Ist es deshalb, dass sich in unserer schreibwütigen Welt – dagegen ist aller Digitalfuror machtlos – die Langeweile immer mehr und mehr ausbreitet wie jener Nebel, über den es bei Heidegger heißt: »Ist es am Ende schon soweit mit uns, dass eine tiefe Langeweile in den Abgründen des Daseins wie ein schweigender Nebel hin- und herzieht?« Hm.

Dicke Bücher in dünner Luft
Gelegenheitsgrillen zur literarischen Langeweile.

Eigentlich wollte ich eine Rezension schreiben. Aber dann holte mich ein altes Übel, ein chronisches Rezensenten-Leiden ein: Zuerst lesen, dann rezensieren! Das Lesen ging so recht nicht voran, also entschloss

ich mich, die Rezension zu schreiben, ohne das rezensierte Werk gelesen zu haben. Es ging flott und das Ergebnis konnte sich sehen lassen.

Ich mache das jetzt überhaupt gerne: Ich empfehle Bücher, die ich selbst nicht oder nicht zur Gänze oder jedenfalls nur soweit gelesen habe, um festzustellen, ob ich darin auftauche. Im vorliegenden Fall, einem Glücksfall, tauche ich auf, aber das ist – Ehrenwort! – nicht der Grund, warum ich eine herzliche Empfehlung ausgesprochen habe. Nur so viel: Das Buch ist ein hochgelehrtes Werk, es umfasst nahezu fünfhundert Seiten und kostet neunundsechzig Euro. Nicht gerade ein Schnäppchen.

Um zu entscheiden, ob das Buch seinen Preis wirklich wert ist, muss man es gelesen haben, was ich erst zu tun (oder nicht zu tun) gedenke, nachdem ich mich der Lektüre des jüngsten Werks von Peter Handke, *Die Obstdiebin*, gewidmet haben werde.

Vorzukunft.

Denn obwohl ich mir schon jetzt sicher bin, dass das Werk Handkes literaturnobelpreiswürdig ist, habe ich Handkes *Obstdiebin*, von welcher Handke behauptet, es handle sich um sein letztes Epos, erst – wie man so sagt – »angelesen«. Das Epos umfasst, locker im Layout, groß im Druck, fünfhundertfünfzig Seiten.

Auch von ihm gilt, was Thomas Bernhard, der Handke von Herzen nicht mochte, seinem Konkurrenten in Sachen österreichischer Weltliteratur nachsagte: Er, Handke, benötige sechzig Seiten, um beim »Gartentürl rauszukommen«. Im Falle der *Obstdiebin* sind es, das umständliche Zubinden der Schuhbänder des Romanhelden (ein Fingernagel bricht ab) sowie das Nichtversperren des eigenen Hauses eingerechnet, nahezu fünfzig Seiten.

Und das ist schön, und ich lese alle fünfzig Seiten, und denke bei mir: Welche Buchstabengebirge, Satzgebirge, Büchergebirge an Langeweile hat der mieselsüchtige Bernhard doch hervorgebracht. Es hätte ihm wahrlich gutgetan, einmal bis zum Gartentürl zu kommen, statt im literarischen Saft seiner Menschenverachtung zu schmoren.

Grundsätzlich juckt es mich schon lange, angesichts neuer und neuer Literatur einmal etwas über die Leselangeweile zu sagen, welcher sich der passionierte Leser, in dessen Gemüt noch Bildungsbürgerliches ru-

mort, willig aussetzt, dirigiert von professioneller Literaturkritik. Fragen wir nur schonungslos genug (und im Übrigen ohne Risiko): Wer von den Großschriftstellern, die heute die hochliterarische Bühne bevölkern und mit Lobpreisungen und Preisen überhäuft werden, hat denn das Format eines Dostojewski, Flaubert oder Proust, um hunderte und aberhunderte Seiten mit Leben zu erfüllen?

Vielleicht ist ja Haruki Murakami so ein Kaliber, ich sage nur *IQ84*, die Trilogie, über eintausendfünfhundert Seiten, sicher aber hätte es in der Kategorie Große Würfe der unermüdliche Paul Auster [gestorben 2024] bei der *New-York-Trilogie* belassen sollen, statt auf uns Lektürebeschwerte über tausend Seiten *4 3 2 1* abzuladen. Das musste man dann gleich von 1 bis 4 gelesen haben, um mitreden zu können, nicht wahr?

»Angesehen ...« – so würde die ehrliche Antwort lauten! Sie wird aber nicht gerne offenbart, man will ja kein Literaturbanause oder Leseschwächling beim Lesemarathon sein. Ich werde hier allerdings keinesfalls die Namen jener deutschschreibenden Autoren und Autorinnen preisgeben, die ohne nötiges Talent dem Trend der letzten Jahre nacheiferten, das zu produzieren, was man früher genüsslich einen »Schmöker« nannte.

Tatsache ist: Heute lassen sich kaum noch nichtlangweilige Schmöker auf dem Niveau, das man gemeinhin als »Literaturniveau« kennt, ausfindig machen. Thomas Pynchon schreibt, Leselangeweile hin oder her, außer Konkurrenz. Und was meinen niederschweligen Geschmack betrifft, so rechne ich, exemplarisch gesprochen, John Irving zu solch selten gewordenen Schmöker-Fabrikanten, wobei es mich kalt lässt, falls ihm von den Herrenreitern des Qualitätsfeuilletons wieder einmal das »hohe Niveau« nicht zugebilligt wird, zumal Irving keinen Genierer hat: Er ließ sich sogar schon von Frauenzeitschriften interviewen ...

Ich für meine Person fühle mich jedenfalls seit Langem strapaziert von dem, was die Literaturkritik »Literatur« nennt. Jahrelang habe ich mich angetragen, Stephen King zu besprechen (zugegeben, in seinen Alterswerken wird auch er ein wenig geschwätzig), und verlässlich erhielt ich jedes Mal zur Antwort: Das ist doch keine richtige Literatur! Ingrimig dachte ich dann jedes Mal bei mir: Gemessen an der *Blechtrommel*

vielleicht nicht, dafür handelt sich's in Kings Pandämonium um normale Menschen, die sich unter dem Druck des Kleinstadtbösen in Maine, US, bewähren müssen. Stephen King war und ist für mich der Charles Dickens des 20. Jahrhunderts.

By the way: Gerade [2017] hat King zusammen mit seinem Sohn Owen ein großes Werk herausgebracht, *Sleeping Beauties*, und die beiden schaffen es, auf neunhundert Seiten, die unsere, aber auch andere Welten zum Blühen und Glühen bringen, keine Langeweile aufkommen zu lassen – natürlich bloß für Leser, denen die öde Realistik der öden realistischen Welt, die wir pflichtgemäß bewohnen, nur aus Pflichtbewusstsein kein Gähnen entlockt.

Ach, der Auslaufbereich unserer Fantasie ist klein geworden, und zwar gerade dort, wo Schnitzler noch ein »weites Feld« sehen wollte, nämlich auf dem fragwürdigen Gebiet der menschlichen Seele. Die Zeiten, in denen uns ein Johannes Mario Simmel über fünfhundert Seiten lang mit *Liebe ist nur ein Wort* bis zum melodramatischen Ende zu fesseln vermochte, sind längst vorbei (und, alles was recht ist, Rosamunde Pilcher ist uns Leserinnen dann doch zu platt). Was bleibt?

Ich denke schauernd an die meist schleppend anlaufende Schilderung von »zwischenmenschlichen Höllen«, von Traumata infolge sexueller Erniedrigungen – wie beispielsweise jener Hantierungen mit Besenstiel, Leim und Gartengerät im Intimbereich, die man in Lize Spits internationalem Bestseller *Und es schmilzt* lesend mitzuerdulden hat. Derlei Monotonien des halbwüchsig oder, bestenfalls, polymorph Perversen scheinen indes keine Kritikerautorität abzuschrecken.

Jede Büchersaison hat ihre neue Sensationsautorin, die im zarten Alter von Noch-nicht-Dreißig bereits alles über den Nahkampfbereich der Geschlechter weiß und dementsprechend ihre altklugen Ansichten mit Kommentaren garniert, die zwischen gespielter Leichtigkeit, geblufftem Zynismus und untergründiger Verzweiflung angesiedelt sind. Die Zeiten einer Hallodristimmung à la Monaco Franze – »Ein bisschen was geht immer« – sind in der Literatur, die etwas auf sich hält, längst vorbei.

Es ist wahr: Wir haben keine großen existenziellen Themen mehr, weil wir allzu »existenziell« geworden sind: zu prinzipiell innerweltlich, zu

wichtigtuertisch psychologisch angesichts ziemlich banaler Allerweltsseelenzustände. Daher müssen unsere kleinen Lüstchen und Widrigkeiten zu einem Crescendo der Gefühle übersteigert werden. Wir wollen den Pfeil des Menschen nicht mehr über den Menschen hinausfliegen lassen, um auf Nietzsches Letzte Menschen anzuspieren; uns fehlt das metaphysische Talent. Unsere Metaphysik heißt Fantasy.

Ich nehme, tief bewundernd, Marilynne Robinson aus, ihre Romane *Housekeeping*, *Gilead*, *Home* und *Lila* sind durchstrahlt von einer innigen Weltfremdheit, die uns, Fremdlinge in der Welt, weltinnig macht. Demgegenüber ist der literarische Weltmeister der metaphysischen Nichtigkeiten Richard Ford. Seine *Bascombe*-Trilogie [mittlerweile auf fünf bis sechs Bände angewachsen] ist groß in dem Maße, in dem sie sich in die lächelnde Traurigkeit der vorletzten Menschen fügt, die noch nicht vergessen haben, »dass da etwas war«. Die Langeweile, die Fords Protagonist, Frank Bascombe, im Leser erzeugt, ist existenziell.

Im Thriller-Genre haben es seit dem *Schweigen der Lämmer* die Serienkiller schwer, uns über Hannibal Lecter hinaus Haarsträubendes zu bieten. Und die Abgeschmacktheit der mitlaufenden Profiler-Weisheiten trägt auch nicht gerade dazu bei, den Liebhaber der Spannungsliteratur wachzuhalten. Was sind uns dagegen für zivilisiert milde Schauer über den Rücken gelaufen beim Lesevergnügen, das uns die moderaten Krimis einer Agatha Christie oder P. D. James bereiteten!

Ach ja, was lese ich gerade? Ich schnappte mir vor Kurzem in der Buchhandlung *Hide and Seek* – der deutsche Titel, einem Abzählreim entlehnt, lautet: *Wer sich umdreht oder lacht* – von James Patterson. Sehr angenehm! Ein anspruchslos spannender Blockbuster des Blockbuster-Autors, der sieben Co-Autoren beschäftigt. Ich habe dann im Impressum gelesen: Copyright 1986, englische Neuauflage, Taschenbuchformat. Sei's drum: Es handelt sich um ein Buch, dessen Anspruch nicht weiter geht als bis dahin: Den Leser mit Spannung zu unterhalten.

Hingegen: Zum literarischen Aufputz, mit kalkuliertem Blick auf die »ambitionierte« Leserschaft, schwergewichtige Umwelt- und Menschheitsprobleme »mitzunehmen« – das ist literarische Bigotterie, oder? Und anstatt die Probleme in ihrer Eigengewichtigkeit zu würdigen, wer-

den sie der Langeweile des nach vorwärts drängenden Lesers, der wissen will, »ob es der Gärtner war«, anheimgestellt.

Besonders die deutschsprachige Rezensionskultur lässt Unterhaltung und Spannung, die altbewährten Medien der Zerstreuung, als Literatur nur gelten, wenn es der Story nicht an »Relevanz« fehlt. Aber was ist relevant? Eine tragische Kindheit, ein Flüchtlingsschicksal, eine Existenz am Rande, Diskriminierung wegen Geschlechts oder Hautfarbe?

Nachdem ich die *Obstdiebin* angelesen und Patterson fast ausgelesen habe, vertiefe ich mich in das Werk von Tanja Angela Kunz, die ihre minutiöse Schürfarbeit zu Handke mit den Sätzen beginnt: »Literatur ist a-moralisch. Literatur ist genuin moralisch.«

* * *

Na also, denke ich mir jetzt, es wird Zeit, mich an meinen Computer zu setzen: Literatur ist alles, solange wir dabei nicht einschlafen ...

Literatur im Herbst: Das andere Russland II In Memoriam Lew Rubinstein

»The 5th Wave« – »Die 5te Welle« Unabhängiges russisches Schreiben in Zeiten des Krieges

Eröffnungsrede von Maxim Osipov

Die unabhängige Literaturzeitschrift *The 5th Wave* wurde im Frühjahr 2023 in Amsterdam gegründet. Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich in russischer Sprache und wird sowohl in Papierform als auch in elektronischer Form weltweit vertrieben. Die russische Ausgabe der Zeitschrift finden Sie unter www.5wave-ru.com. Wir werden von einer Reihe von Organisationen (Prinz-Bernhard-Kulturfonds, Zimin-Stiftung, Open Society Institute) sowie von mehreren Einzelpersonen unterstützt.

Im April 2023 schrieb ich im Editorial der ersten Nummer:

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts hat jede Generation von Russischsprechenden ihre Katastrophe erlebt. Das ist bei der aktuellen Generation nicht anders: in Russland herrscht wieder Totalitarismus; die Meinungsfreiheit ist rigoros eingeschränkt; die Zahl der Opfer des Regimes und der politischen Gefangenen wird ständig größer; und Russland führt einen Angriffskrieg gegen seinen Nachbarn, die Ukraine. Jede Katastrophe führt zum Abfluss von aktiven Menschen aus dem Land. Die derzeitige Auswanderungswelle ist die fünfte in den letzten etwa hundert Jahren und damals wie heute hatten und haben sowohl Schriftsteller wie Leser das dringende Bedürfnis nach unzensurierten Veröffentlichungen. Mit dieser Zeitschrift, die wir *The 5th Wave* genannt haben, wollen wir dazu beitragen, dieses Bedürfnis zu befriedigen.

Halten wir einen Moment inne. Zunächst müssen wir das Wort »russisch« neu definieren: Wer ist ein russischer Schriftsteller? Jemand, der auf Russisch schreibt? Aber viele ukrainische (und nicht nur ukrainische)

Autoren, die auf Russisch schreiben, würden niemals akzeptieren, als russische Schriftsteller bezeichnet zu werden. Vor kurzem wurde mir klar, dass wir lieber den Ausdruck *russischsprachiger* Schriftsteller verwenden sollten. Ich habe diesen Begriff lange Zeit vermieden, da er seit meiner Jugend von Antisemiten beschlagnahmt war (der russische Dichter Jessenin versus den russischsprachigen Dichter Mandelstam). Heute ist es an der Zeit, den Begriff zurückzuerobern.

Zweitens: Besteht wirklich ein steigendes *dringliches Bedürfnis nach unzensurierten Veröffentlichungen*? Ein derartiges Bedürfnis verspüren sicherlich die Schriftsteller, die sich gegen Krieg, das Regime und gegen das Konzept der so genannten »russischen Welt« aussprechen, jene Schriftsteller, deren Texte im heutigen Russland nicht veröffentlicht werden können oder die mit russischen Verlegern nichts zu tun haben wollen. Aber verspüren die Leser dieses »immer dringendere Bedürfnis«?

Menschen in meinem Alter und Ältere erinnern sich noch gut an das Ende der 1980er Jahre, als die Auflage der großen russischen Literaturzeitschriften wie *Novy Mir* oder *Znamia* drei Millionen Exemplare pro Monat überstieg, obwohl die Zahl der Abonnements dieser Zeitschriften begrenzt war. Seit damals hat sich viel verändert und die Auflagen dieser beiden Zeitschriften übersteigen kaum zwei- oder dreitausend Exemplare - ein Rückgang um das Tausendfache. Daraus könnte man schließen, dass die Mehrheit der Leser kein Interesse mehr daran hat, dass Redakteure von Zeitschriften darüber entscheiden, was sie lesen, wie es in Sowjetzeiten der Fall war. Objektiv betrachtet war das Interesse an Literaturzeitschriften in den 1980er Jahren allerdings auch nicht rein literarischer Natur. Den Lesern ging es vielmehr um politische Fragen: Was ist erlaubt, woher weht der Wind? Darf man über Stalins Verbrechen sprechen, das Wort »Jude« oder das Wort »Arsch« verwenden?

Heutzutage ist die Zahl der Leser merklich zurückgegangen - übrig geblieben sind nur noch diejenigen, die Zeitschriften aus tatsächlichem Interesse an Literatur lesen. Politik ist allgegenwärtig und das Inter-

se an Politik ist verständlich und unerlässlich. Was soll man jenen sagen, die behaupten, sie interessieren sich nicht für Politik? Für mich klingt das so dumm, wie wenn jemand, dessen Frau ein Kind zur Welt bringt, sagt, er interessiere sich nicht für Geburtshilfe, oder ein Krebspatient, der behauptet, er interessiere sich nicht für Onkologie. In der Tat verfolgen wir alle politische Nachrichten: auf YouTube, auf Telegram-Kanälen usw. Die Zahl der Zuschauer und Zuhörer von Nachrichtensendungen ist nicht vergleichbar mit dem Publikum einer Literaturzeitschrift wie *The 5th Wave* (wir haben monatlich fünf- bis zehntausend Besucher auf der Website und einige hundert Käufer der gedruckten und elektronischen Ausgabe). Als Mittel zum Verständnis der Realität - der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft - hat die Kunst jedoch nach wie vor ihren Platz.

Ich gebe Ihnen ein durchaus gewagtes Beispiel. Wir sympathisieren stark mit den Menschen in der Ukraine und wünschen ihnen, dass sie standhaft bleiben und sich durchsetzen. Wenn ich mir jedoch die Ereignisse in der Region Kursk ansehe, habe ich gemischte Gefühle. Möchte ich, dass ukrainische (oder andere) Soldaten in meiner Heimatstadt Tatura und insbesondere in meinem Haus und meinem Garten (die noch da sind) bleiben? Ich würde lügen, wenn ich ja sagen würde. Viele Einwohner der Region Kursk haben ähnliche Gefühle, aber wenn man ihnen gegenüber in den sozialen Medien irgendeine Art von Mitgefühl zum Ausdruck bringt, wird man sofort angegriffen, und das aus verständlichem Grund: Es ist unmoralisch, solche Gefühle zu artikulieren, wenn Hunderttausende von Menschen wegen deines Landes ihre Heimat verloren haben. Es braucht die Literatur, um diese Art von Verwirrung auszudrücken, um die Möglichkeit von Nuancen und Schattierungen zu zeigen.

Lassen Sie mich jedoch mit dem Editorial fortfahren:

»Das Projekt *The 5th Wave* ist literarisch, nicht gesellschaftspolitisch: Wir planen, spannende, gut gemachte Arbeiten in verschiedenen Genres zu veröffentlichen, darunter Lyrik, Belletristik, Kunstgeschichte, Memoiren usw., die nicht nur aktuelle Themen betreffen.«

Auch dabei bleibt das literarische Niveau der Werke das Hauptkriterium für die Veröffentlichung. Für jede Ausgabe des Magazins erhalten wir bis zu hundert Einsendungen. Viele haben einen Bezug zu den aktuellen

Ereignissen. Ideologisch sind sie, von wenigen Ausnahmen abgesehen, alle sehr nah an dem, was wir denken und fühlen. Allerdings müssen wir den Großteil der angebotenen Texte nicht nur aus Platzmangel, sondern einfach wegen mangelnder Qualität ablehnen.

Die Beiträge stammen von in Russland und im Ausland lebenden Autoren, was sie verbindet, sind die Ablehnung von Krieg und Totalitarismus, ihre Liebe zur russischen Kultur als Teil der europäischen Kultur, ihr Gefühl der persönlichen Betroffenheit und Verantwortung für das Geschehen und der Wunsch nach einem freien, friedliebenden Russland, egal wie unrealistisch dieser Wunsch heute erscheinen mag.

Ich gestehe, dass sich während der Entwicklung dieses Projekts, dieser Zeitschrift, meine Ansichten über den Platz der russischen Sprache in der heutigen Welt verändert haben. Als gebürtiger Moskauer betrachtete ich Moskau als Zentrum der russischen Kultur (gemeinsam mit St. Petersburg). Heute sehe ich, dass es dieses Zentrum nicht gibt, oder besser gesagt: Es gibt zahlreiche Zentren, und das nicht nur wegen der jüngsten Emigrationswelle aus Russland. Lassen Sie mich das an einem Beispiel aus *The 5th Wave* verdeutlichen.

Zuerst einige Daten und Fakten: In den ersten sieben Ausgaben der Zeitschrift haben wir 67 Autoren aus 15 verschiedenen Ländern veröffentlicht. Nur ein Viertel von ihnen (17 Autoren) lebt in Russland, die anderen in Israel (11), den USA (10), Deutschland (6), der Ukraine (6), Frankreich (4), Großbritannien (3), den Niederlanden (2), Italien (2), Spanien (1), Litauen (1), Portugal (1), Japan (1), Georgien (1) und Polen (1). Dabei wird ganz deutlich, dass die russische Sprache nicht dem russischen Staat oder dem Land Russland (der Russischen Föderation) gehört, sondern allen, die auf Russisch denken, sprechen, schreiben und lesen. Übrigens, da drei Viertel unserer Autoren außerhalb Russlands leben, sind wir zuversichtlich: Wenn die russische Regierung uns zu einer »unerwünschten Organisation« erklärt, werden wir immer noch genug Material zur Veröffentlichung haben.

Es ist allgemein bekannt, dass in Kunst und Literatur nicht nur der Inhalt und die künstlerische Qualität von großer Bedeutung sind, son-

dern auch die Persönlichkeit des Künstlers oder Autors: Wenn wir einen literarischen Text lesen, schauen wir nicht nur auf das »Was?« oder das »Wie?«, sondern auch auf das »Wer?«: Wir fragen uns nicht nur »Wovon handelt er?« oder »Wie ist er gemacht?«, sondern auch »Wer ist die Person hinter diesem Text?«. Heutzutage müssen wir dieser Liste noch eine weitere Frage hinzufügen: »Wo (und unter welchen Umständen) wurde er geschrieben?« Für diejenigen, die in Russland leben, birgt die Veröffentlichung im Ausland ein gewisses persönliches Risiko: Wir bieten ihnen Anonymität, aber sie nehmen dieses Angebot nur selten in Anspruch. Es geht dabei auch nicht nur um Sicherheit - manchmal hat die Geografie einen direkten Einfluss auf den Inhalt: So ist es beispielsweise nicht dasselbe, über die Passivität der so genannten einfachen Russen zu diskutieren, wenn man sich in Russland oder außerhalb Russlands befindet.

Russischsprachige Dichter und Prosaschriftsteller sind über die ganze Welt verstreut. Das von ihnen verwendete Wortmaterial, Tonfall und Duktus der russischen Sprache sind in den verschiedenen Ländern unterschiedlich, woraus sich eine Vielzahl russischsprachiger Kulturen ergibt. Eine besondere Position haben ukrainische russischsprachige Autoren. Wir haben eine Reihe von ihnen veröffentlicht, von denen viele noch in der Ukraine leben. Ich möchte Alexander Kabanov und Ivan Ampilogov in Kiew, Mikhail Son und Taya Naydenko in Odesa, Yury Smirnov in Kropyvnytskyi erwähnen. Außerdem gibt es Karine Arutyunova, Boris und Lyudmila Khersonsky und Evgeniy Demenok. Aus ganz offensichtlichen Gründen befinden sich diese Autoren in einer besonders schwierigen Lage: Sie haben weit weniger Möglichkeiten zu veröffentlichen als ihre ukrainischsprachigen Kollegen.

Nun möchte ich ein paar Worte über das Verhältnis zwischen Lyrik, Belletristik und Non-Fiction in unserer Zeitschrift sagen. Von Anfang an war es unser Ziel, diese drei Gattungen gleichrangig zu vertreten. Die Auswahl an erstklassigen Gedichten in unserem Portfolio übersteigt jedoch bei weitem die Zahl der angebotenen Kurzgeschichten und Erzählungen. Gründe dafür gibt es viele. Ich denke, dass das, was die Franzosen

als *cri de coeur* bezeichnen - eine natürliche Reaktion auf das, was in der Welt gerade vor sich geht -, einen stärkeren Impuls für Gedichte darstellt als für Prosa. Prosa braucht etwas anderes. Ein Blick in die Vergangenheit zeigt, dass Kriegsprosa im Allgemeinen nicht während, sondern nach Kriegen geschrieben wurde. Daher ist der Großteil an Prosa, die wir veröffentlichen, autobiografisch (so genannte Autofiktion), sie erzählt nicht von der Gegenwart, sondern von der Vergangenheit. Aber natürlich gibt es auch Ausnahmen.

Einer der schwierigsten und zeitaufwändigsten Aspekte der Arbeit als Herausgeber ist das Lesen aller Einsendungen. Gleichzeitig ist es einer der lohnendsten. Es ist keine große Leistung, einen weltberühmten Autor zu veröffentlichen; viel schwieriger ist es, neue Namen zu entdecken und vorzustellen. Hier sind einige Veröffentlichungen, auf die wir besonders stolz sind:

1. Vasily Antipov, *«Incarcerated»* (Nr. 1) – der Bericht eines Berufsmusikers, der acht Monate in weißrussischen Gefängnissen und psychiatrischen Kliniken verbrachte.

2. Gedichte, die unter dem Pseudonym Teodoriko in Nr. 6 veröffentlicht wurden, und ein Essay desselben Autors mit dem Titel »Klassizismus im Zeitalter von Krieg und Katastrophe« in Nr. 8. Dieser Autor lebt in Russland und zieht es vor, seinen Namen nicht preiszugeben.

3. Iwan Ampilogow, *Neues Leben*, fünf Erzählungen des Kiewer Autors - sehr kraftvolle Prosa mit unmittelbarem Bezug auf die Gegenwart. Der Autor findet unkonventionelle Lösungen für scheinbar normale Situationen. Wie immer ist der beste Weg, um herauszufinden, worum es in diesen Geschichten geht, sie zu lesen.

Außerdem möchte ich darauf hinweisen, dass sich unter unseren Autoren nicht nur Schriftsteller und Dichter befinden, sondern auch Menschen mit unterschiedlichen Berufen: ein Musiker, ein Musikwissenschaftler, ein orthodoxer Priester, ein Professor für Slawistik, mehrere Journalisten, ein Altertumswissenschaftler usw.

Eigentlich ziehe ich es vor, keine bestimmten Veröffentlichungen zu nennen, obwohl ich bei den drei oben genannten eine Ausnahme gemacht habe. Der Grund, warum ich es vermeide, Namen zu nennen, ist folgen-

der: man muss dann immer unweigerlich »und andere« oder »und viele andere« hinzufügen. Niemand möchte sich in der Position der »vielen anderen« wiederfinden. Ein berühmter Dichter des 19. Jahrhunderts, Wasili Andrejewitsch Schukowski, bezeichnete sich selbst als »edle Person beiderlei Geschlechts« (»Am Bahnhof wurde Seine Majestät von Fürst X, Gräfin Y und anderen edlen Personen beiderlei Geschlechts empfangen« wäre ein typisches Zitat aus Zeitungen des 19. Jahrhunderts) Ich möchte mich aber entschuldigen und einige weitere Namen nennen.

Unsere beliebteste Autorin (laut Google-Abfragen) ist Evgenia Berkovich - wir haben eine Reihe ihrer Gedichte im Sommer 2023, als sie noch in Freiheit war, veröffentlicht. Berkovich wurde im Juli 2023 verhaftet und zusammen mit der Dramatikerin Svetlana Petrychuk zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt. Ein anderer unserer Autoren, Ilja Jaschin, wurde kürzlich in den USA und Westeuropa gegen eine Reihe russischer Gefangener (allesamt russische Spione und Mörder) ausgetauscht und kam so endlich frei. Natürlich wünschen wir das Gleiche für Evgenia und Svetlana.

Die letzte Veröffentlichung, die ich erwähnen möchte, ist dem Gedenken an Lev Rubinstein gewidmet - Dichter, Schriftsteller, Journalist, Person des öffentlichen Lebens und ein großer Freund für viele von uns. Er starb im Januar 2024. In diesem Jahr ist das Festival in der Alten Schmiede seinem Andenken gewidmet, und ich empfehle jedem, die wunderbaren Essays seiner Freunde, des Dichters Mikhail Aizenberg und der Architekturhistorikerin Tatyana Gnedovskaya, zu lesen. Der erste ist vor allem seiner literarischen Leistung gewidmet, der zweite seiner wunderbaren Persönlichkeit. Beide sind in der Ausgabe Nr. 5 / 2024 von *The 5th Wave* veröffentlicht.

Zum Abschluss meines kurzen Berichts über die Zeitschrift möchte ich Folgendes sagen: Als Herausgeber der Literaturzeitschrift habe ich als Schriftsteller die seltene Gelegenheit, den künstlerischen Erfolg eines anderen Autors zu genießen - eine wichtige Lektion für jeden Schriftsteller. Ich habe Russland ziemlich überstürzt Anfang März 2022 verlassen. Die Emigration ist mit großen und ganz offenkundigen Verlusten verbunden, aber auch mit einigen Gewinnen - in diesem Sinne würde ich die

Emigration mit einer guten literarischen Übersetzung vergleichen. Der größte berufliche Gewinn ist für mich die Arbeit an der Zeitschrift *The 5th Wave*.

Eröffnungsvortrag *Literatur im Herbst 2024*: Maxim Osipov: *The Fifth Wave* / Pjataja wolna – On the Current State of Independent Russian Writing. Deutsche Übersetzung: Erich Klein.

Aufstand der Dinge

Von Erhart Kästner

Die neuen Sklaven

Auf dem Markt-Platz von Delos, auf welchem zehntausend Griechenlandfahrer nur Viertelstunden verweilen, weil sie sich in dem Irrtum befinden, zu meinen, Plätze, von denen sie so Wunderbares gehört haben, würden ihnen in Minuten alles das, was sie wissen, aufsagen –: auf dem Markt-Platz der Insel Delos sah ich im Abendlicht eines März-Tages eine Versammlung, an hundert Menschen. Eine Reisegesellschaft war am Nachmittag angekommen, das geschah seltener, denn die meisten Reise-Schiffe gehen abends oder nachts in der Bucht zwischen der kleinen blühenden Insel und der größeren Nachbar-Insel Rheneia vor Anker, liegen alsdann im Morgenglanz auf dem Wasser wie weiße Meer-Blumen, booten aus, haben mittags den Programm-Punkt Delos erledigt, eilen weiter. Die aber waren um die Mittags-Zeit angekommen und, da es noch früh im Jahr war, gerieten sie vor ihrer Weiterfahrt in die Dämmerung. Mir war ihre Ankunft entgangen, denn ich war auf der anderen Seite der Frühlings-Insel gewesen, kam jetzt gerade zurück, bemerkte vom Berg her die Menschen-Ansammlung im Halbdunkel, hörte Rufe, sah, wie der Reise-Leiter bemüht war, seine Schar einzutreiben, damit nicht Einige, die es sich hätten einfallen lassen in den Ruinen-Gassen zu schweifen oder sonst zu verweilen, zu schauen, zu hoffen, zu schweigen, anstatt sich zur Führung zu halten –, damit solche Einzel-Geher und Schweifer nicht beim Einbooten zurückblieben und das Programm durcheinanderbrächten, denn programmiert sind da Alle. Also mußte der Leiter den Hirtenhund spielen, dringlich werden, zusammentreiben und scheuchen, auch mich, denn er hielt mich für einen der Seinen, sonst war ja auf der Insel kein Fremder. Da ich stehen blieb, wo ich stand, auf irgend einer Marmor-Schwelle, im Halbdunkel,

mich nicht rührte, auch, in einer Art Übermut oder Hochmut, nichts sagte, obwohl er es in allen Sprachen, außer der Landes-Sprache, versuchte, wurde er böse.

Mich beschäftigte Anderes. Also hatte der Markt-Platz, wenngleich ihn nun nicht mehr Gebäude, bloß noch Grund-Mauern und Trümmer von Heiligtümern, Schatzhäusern und Altären umgaben, wenngleich er also nur noch angedeutet bestand, dennoch seine uralte Gabe, Menschen zu versammeln, behalten. Jedoch nicht die archaischen Feste, nicht ihr berühmtes Gewimmel war es, worauf mein Gedanken-Sprung sprang; ich dachte an spätere Szenen, die diesem Platz, wie ich fürchte, nicht weniger eingebrennt sind: Als man, schon zu imperialen römischen Zeiten, bei fast schon verstorbenem Apollon, auf diesem Markt-Platz Sklaven aus allen möglichen Ländern verkaufte, marktmäßig, regelmäßig, denn, da ja die Weltgeschichte solche Verhöhnungen liebt: dieser allerhellenischste Markt-Platz war nunmehr der Weltmarkt für Sklaven. *Er* war es; *er* versammelte; offenbar *sein* Daimonion und Genie war es: erst Feiernde, später Verschleppte aus Lydien und Syrien, Parther und Skythen, Frauen und Kinder, Burschen und wertlose Alte, man weiß ja. Entrüstung darüber ist billig, ist zu sehr mißbraucht worden, um aus alten Schulden Gründe für neue zu machen, Schein-Recht-Titel für neue Unterdrückungen, neue Straflager, Arbeitslager, neuen Terror im Namen von neuen Heils-Lehren.

Damit nun freilich hatten diese Reise-Lustigen, diese freiwillig Zusammengetriebenen nichts oder wenig zu schaffen; Ähnlichkeit war allen Falles im Dämmer, der Gedanken-Sprung gar nicht statthaft. Man verkauft und verläßt ja, so im Allgemeinen und in dieser Form nicht mehr Sklaven. Man ist andere Wege gegangen. Man hat die Fron abgewälzt auf die Dinge. Apparaturen als Sklaven, Automaten, die nicht klagen, Roboter, die, wenn es vom Herren gewünscht wird, noch lächeln.

Das wird niemand bedauern. Wer wollte Sklaven-Zeiten zurückwünschen. Nur fragt sich:

Wird es sich nicht als schrecklicher Irrtum erweisen, wenn man meint, die Dinge, die nunmehr an Stelle der Sklaven versklavt sind, ertrügen den Terror, ohne je eine Rechnung zu stellen? Wenn man meint, das

Jahrhundert aus List geflochten, denn Forschung ist Überlistung der Dinge, werde so durchkommen? Wenn man meint, die Überlisteten seien so wehrlos? keine Gegenwehr zu befürchten? kein Spartakus? kein Aufstand der neuen Sklaven? keinerlei Notwehr? Wenn man die Dinge dieser Welt für so stumpf, für so tot hält? Aber so waren Sklaven-Halter doch immer gesonnen, und Eroberer. War ihre Sache nicht immer und allererst eine grenzenlose Verachtung? Damals Menschen-Verachtung, jetzt Verachtung der Dinge? War es nicht Verachtung, die glauben ließ, es sei nur List und ein bißchen Druck nötig, um zu unterwerfen, stumm und gefügig zu machen? Meint man, das Unternehmen der Welt-Ausrechnung und Welt-Herstellung werde niemals zurückschlagen? Meint man, den Dingen dieser Welt mit den Punkt-Augen des Ausbeuters begegnen zu können, und es werde folgenlos bleiben? Ist noch nicht der Gedanke gekommen, in einer Zukunft (es wäre wohl nicht mehr die unsere) könne ein Sozialismus erwachen, der sich auf die unterdrückten, verstoßenen, ausgespähten und ausgebeuteten Dinge bezieht? Man mag den Gedanken befremdlich und sogar lächerlich finden, aber vergißt man, daß es den Siegern immer schon lächerlich vorkam, von der Not der Unterworfenen zu sprechen? daß sie, anstatt dessen, vom Glanz ihrer Rüstungen schwärmten, ihrer Waffen und von ihrem Wappenbilde des Adlers; man muß einen lebenden Kaiser-Adler von Nahem gesehen haben, um zu ermessen, was es bedeutet, daß dieses messerkirrende, überhebliche Scheusal von jeher Wappentier war.

Sind es nicht Adler-, Sieger-Gefühle, mit denen man jetzt die Fortschritte der Welt-Ausrechnung bedenkt, die Führung der Wissenschaft, die Triumphe über die Dinge? Aber hat man nicht die Erfahrung gemacht, daß Unterdrückung eine Zeit recht gut geht, dann aber anfängt zu kosten? Kann man glauben, die Dinge dächten niemals an Aufstand, seien zur Volks-Erhebung nicht fähig? Hätte man nicht an die uralte Waffe der gepeinigten Unterdrückten denken sollen: *an die Möglichkeit eines General-Streiks der Dinge?* Brauchten sie mehr zu tun, als sich abzuwenden? sich zuzuschließen? einfach bloß zu verstummen? nur sich wegziehen?

Was dann geschähe, wäre das alte Los der Tyrannen: Tyrannen sind einsam. Es ist kalt um sie; kalt, einsam.

Wenn die Dinge sich wegziehen -: weggezogen, das andere Wort für abstrakt. Wegzug der Dinge, und das Abstrakte rückt nach.

Und wenn es so käme, wenn die Dinge sich zuschlossen -: würde sich alsdann nicht erweisen, daß wir ohne Vertrag mit ihnen nicht sein können? daß wir abstürben?

Ist das nicht schon im Gang? Wie kam es, daß Chirico schon vor fünfzig Jahren die Plätze der alten Städte so feierlich verstorben gemalt hat, Monumente kopflos: Bestattungs-Feiern der Dinge? Man nahm es so hin, daß Maler und Dichter die Welt auf einmal so kahl sahen; es war ihre Sache, interessant, es war eben ihre Marotte. Bald darauf sahen sie Wüste.

Also die Dinge sind tot. Nicht Gott ist tot, aber die Dinge; es war ein Nachrichten-Versehen, ein Übermittlungs-Fehler, eine Falschmeldung. Die Dinge sind tot, und wir (das war richtig) wir waren es, die sie erforschten, erwürgten, umbrachten. Wir waren es, die uns der Sünde schuldig machten: der Welt-Sünde einer Ehren-Kränkung der Dinge.

Von jeher hatten sie von der Mühe gelebt, die man sich um sie machte. Schwer begreiflich: aber um Mühe gaben sie Leben. Man wollte sie mühelos, man wollte sie hergestellt haben. Das gelang auch. Aber um den Preis ihres Lebens.

Zwar gibt es noch Viele, die den Tod der Dinge nicht wahrhaben wollen. Sie ertragen die Nachricht nicht. Sie gleichen den Müttern, die ein Jahrzehnt die Nachricht verweigerten, ihre Söhne seien auf den Schneefeldern zugeweht worden und sagten: Ich weiß es, er lebt noch. Eines Tags aber werden es Alle einsehen und sich gestehen müssen, daß die Dinge tot sind. Dann wird in den Zeitungen stehen: Wie jetzt erst bekannt wird, sind die Dinge verstorben. Wir werden darauf noch zurückkommen.

Aber zur Zeit dieser Meldung werden nicht mehr Viele verstehen, was gemeint ist. Nur sehr alte Leute werden sich erinnern, in ihren jungen Tagen davon gehört oder gelesen zu haben: irgendwann einmal, vor Zeiten, lustige Vorstellung, sollten die Dinge, der Mond und der Bach und die Tanne, die Stadt und die Bucht und das Kornfeld gelebt haben.

Natur-Recht der Dinge

Die Dinge für grenzenlos unterdrückbar, rechtlos, willenlos, fühllos und unbedürftig der Selbst-Bestimmung zu halten, das kann bloß, wer meint, daß sie weder Leben noch Macht hätten. Sie haben sie. Wovon sonst hätten die Gedichte, die Bilder, Verse, die Geschichten, die Träume von jeher gesprochen als eben von ihrer Gewalt?

Es ist der Herren-Wahn unserer Neuzeit, zu meinen, man könne die Dinge ohne Maß, ohne Grenze ausspähen, ausforschen, ausbeuten, und es werde schon keine Rechnung deswegen ins Haus kommen. Sie täuscht sich, die Neuzeit. Die Täuschung darüber: das eben ist Neuzeit. Neuzeit heißt: Sich darüber in Täuschung zu halten; ein finsterner, schwer lastender, dumpfer und, wie sie selbst sagen würde: mittelalterlicher Irrtum.

Ist auch vorzustellen, daß Jemand herginge und ein Natur-Recht der Dinge ausriefe? Wem sollte das einfallen? Und daß er gehört würde? Wirklich gehört, nicht bloß mit einem bedenklichen Kopfnicken?

Es hätte mehr Aussicht gehabt, einem hochmütigen Aristokraten aus der Zeit Ludwigs des Fünfzehnten ein Gefühl für das Volk, die Krapüle, zu wecken, als in einem Bewohner der Neuzeit die Vorstellung, daß die Dinge dieser Welt zu etwas anderem da seien, als von ihm ausgeforscht, verformt und ausgebeutet zu werden. Mehr Aussicht gehabt, aus einem Feudalherrn einen Sozialisten zu machen, als einen der Getriebenen, die der Fort-Sturz der Wissenschaft mitreißt, auf den Gedanken zu bringen, daß es einen Vertrag gab zwischen uns und den Dingen, und daß wir, wir es waren, die diesen Vertrag brachen.

Wenig Aussicht. Wenig Raum für die Vorstellung, die verachteten Dinge könnten sich eines Tages erheben, rote Garden bilden und ihre Unterdrücker umbringen. Was will man: dieser Aufstand geschieht schon. Die Ermordung der Zwingherren findet schon statt, ein allmähliches Siechtum. Wie einst durch tägliche Gaben von Aqua tofana ein schleichender Tod den ungeliebten Gefürchteten zehrte, so stirbt jetzt der Sieger, erkennt seinen eigenen Tod nicht.

Die Dinge sind doch, von ihrer Seite, auch nicht bloß gutartig, gebefreudig, mitteilhaft und gesprächig. Sie neigen doch auch zu Übergriffen,

zu Grausamkeit und Gewalttat. Es ist doch, auch was sie betrifft, besser, anzunehmen, daß sie, wie man es früher ausdrückte, ein Teil der gefallenen Welt sind. Heilsamer, anzunehmen, daß sie, unter anderem, zum Bösen neigen und unter Vertrag gestellt werden müssen; es ist doch alles nur Vertrag, Waage.

Ein Satz wie ein Diamant

Mag sein, daß unserem Jahrhundert einmal die Rechnung gemacht wird, daß es ein paar Treppenstufen hinaufgelangt sei im Bemühen, die Unterdrückung des Menschen durch den Menschen zu bessern, obschon mit schauerlichen Rückfällen. Daß diesem Jahrhundert geglückt sei, durch Wissenschaft die Last von den Menschen auf die Dinge zu wälzen, indem sie die Dinge ausgeforscht, überlistet, angestrengt und genötigt habe: eine glorreiche Sache, und kostenlos, wie sie annahm. Doch es gibt einen Satz von La Rochefoucauld, der mir hier am Platze zu sein scheint: einen Satz, der wie ein Diamant ist, funkelt, wenn man ihn im Licht hin und herdreht: Die Kunst aller Künste und die Weisheit aller Weisheit ist es, den Preis einer jeden Sache zu kennen.

Aus: Erhart Kästner: *Aufstand der Dinge*, Suhrkamp, 1976.

Die Freude Mozarts beim Kegeln

von Chris Bezzel

1

haydn segelte wieder einmal wie ein junger gott im schönsten frühjahr und flog nur so vorbei an den albernen autofahrern mit ihren thermosflaschen im kofferraum und der geilen yvonne im hinterkopf. lorenz rupp, der alte bäcker aus marktbreit bei kitzingen, zerriß das alberne telegramm, und er wußte, warum. thomas mann bzw. cicero formulierte die situation sehr treffend und sehr albern. jetzt fing auch friederike mayröcker lachend zu kegeln an, ohne sich um adolf hitler zu kümmern, der immer noch in der ecke stand und bügelte. marcuse schwebte segelnd über den hallstätter see. es war ein schöner dezembertag am anderen ufer auf dem hausdach an einem albernen sonntagvormittag. ein hubschrauber schnurrte über den heumarkt, auf dem johann peter hebel und dubcek blumen und küchengewürze kauften. karl marx überblickte die situation.

2

mein großvater war kein polizist, sondern. dann verließ peter mit herbert die wirtschaft, sie suchten helmi und inga buhmann. sheila kam schon wieder aus marcuses zimmer. die halbwertzeit sagt uns bei jedem solchen radioaktiven zerfall, wie lange es dauert, bis genau die hälfte aller instabilen kerne aus dem ausgangszustand in den neuen übergegangen ist. luther spuckte auf den fußboden und wußte wieder mal die halbwertzeit nicht. der mehrwert, den das kapital am ende des produktionsprozesses hat, heißt, daß die im produkt vergegenständlichte arbeitszeit größer ist als die in den ursprünglichen bestandteilen des kapitals vorhandene peter pißte franz ins gesicht. ruckartig trauben filme im hotel cicero, in dem haydn versuchte, sich mit siegfried palm zu betrinken, der gerade glänzend auf seinem cello gespielt und martina gestreichelt und lilo geküßt hatte. tragl ging nicht ins hotel franco zurück. paul celans hotel war ausgebrannt.

3

der nächste tag war scheiße. draußen sah yvonne zwei dicke leute mit zwei dicken zeitungen gehen. aufgrund unserer internationalen verflechtungen, gell, sind für beide positionen gute englisch-, russisch-, chinesisches-, rumänisch-, polnisch-, spanisch-, und kisuaheli-kenntnisse in wort und schrift erforderlich. jetzt erst lag yvonne dampfend auf dem dampfenden tisch. helmut heißenbüttel hört karl marx an seiner tür vorbeigehen und erschrak ein bißchen. sappho hielt den atem an beim unterschiedlichen paarungsverhalten der mitteleuropäischen, mediterranen und dalmatinischen leimschleuderspinnen. erst jetzt verstand hosea ché, warum luther so dampfte. lorenz rupp öffnete melancholisch sein fränkisches hosentürchen. marktbreit liegt in franken, wo es jetzt martina sehr juckt, hans arp zu erklären, daß wetzhausen in spanien lag. zweimal am tag soll gefüttert werden.

4

karl marx pinkelte auf das privateigentum von thomas mann und professor dr. hans heinz holz. es wurde schon abend, als dubcek auf das Privateigentum von franz und luther pinkelte, daß es eine tschechische pragerlust war. als es abend wurde, sprang helmi auf den panzer. hinausgehen weiterreden weiterpinkeln schießen draufschießen im sinne de sades, abschaffen aufhören schlußmachen beim hinausgehen weiterreden beim weiterpinkeln schießen draufschießen abschaffen (im sinn von karl marx) aufhören schluß machen, jetzt. jetzt alles aufheben jetzt. im schwimmbad das schwimmbad aufheben plötzlich, im panzer den panzer. und helmi lacht. hertha durchlöchert jetzt schnell ohne schlußpiff die straßenbahn francos mit einem plötzlichen gewehrshuß. karl marx ruft die rätereublik aus.

5

hört haydn den schlußpiff? lehnt sich helmi zurück? meldete sich johann peter hebel endlich? versuchte er, in melisas scheid einzudringen? lehnte sich melisa zurück? wo ist irenes unterleib? redete helmi einige zeit? war heute sonntag? wußte haydn, wer er war? wurde es draußen plötzlich windig? versuchte peter in der innenstadt einige zeit, eine tele-

fonzelle zu finden? verabredeten sich traktl und yvonne in einer gaststätte in der nähe des westbahnhofs? verabredeten sich almuth und helmut heißenbüttel in einer gaststätte in der nähe des ostbahnhofs? versuchte sheila in der vorstadt einige zeit, einen zeitungskiosk zu finden? wurde es drinnen plötzlich schwül? wußte cicero, wer er war? war heute weihnachten? redete mein großvater einige zeit? wo ist herberts schulter? lehnte sich glenda jackson vor? versuchte sie, in tristans mund einzudringen? meldete sich inga buhmann endlich? lehnt sich danuta podgorski vor? hört sappho den startpiff?

6

im stiegenhaus sang friederike mayröcker. die größenordnung des krümmungsradius der mondbahn bewegt sich von 0,67 AE bei vollmond bis zu 1,8 AE bei neumond. nicht alles, was wir in bester absicht vorsezen, vertragen die kleinen vogelmägen. chaplin ging eine zeitlang neben lilo her, dann kehrte er um. dort stiegen münzen im lift, spiel, gesang, das dachgeschoß, spreizen, auch sappho war glücklich im stiegenhaus mit einem mädchen, das yvonne hieß und in sexueller erregung keinen harn lassen konnte. sogar helmut heißenbüttel sprang und lachte. das lumpenproletariat, diese passive verfaulung der untersten schichten der alten gesellschaft, wird durch eine proletarische revolution stellenweise in die bewegung hineingeschleudert in seiner herrlichkeit und alle heiligen engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem stuhl seiner herrlichkeit, darum bitte keine fleisch- oder wurstreste, geräucherten speck, gekochte kartoffeln oder speisereste verfüttern!

7

auf den tisch einen stiefel einen witz ins bett in den eimer einen furz aufs büffet einen deutschen satz mit punkt und komma daß es klatscht daß es kracht am südbahnhof von frankfurt an einem samstag in ein ausgebranntes taxi nach einem bombenangriff auf waake waakirchen waal waalhaupten wabern wachbach wachenbuchen und tarragona an einem sehr heißen samstag im juli nach einem gewitter auf schondorf am ammersee in einer gaststätte in der unser meister helmut heißenbüttel ein großes pap-

rikaschnitzel aß ohne an martina oder helmi und mich zu denken kurz vor einem zweiten noch stärkeren gewitter das ganz schondorf unter wasser setzte und so an einem samstag mit gebrüll in ein taxi und mitten im satz.

8

bezeichnend für das quartett in g-dur op. 77 nr. 1, das mit einem dreiklangmotiv einsetzt, ist bereits die freiheit im gebrauch der sonatenform, wenn die reprise des ersten satzes das seitenthema fehlen läßt, ohne daß es vermißt würde, weil ihm die durchführung vorher mehr licht zugewandt hat. in deutschland kämpft die kommunistische partei, sobald die bourgeoisie revolutionär auftritt, gemeinsam mit der bourgeoisie gegen die absolute monarchie, das feudale grundeigentum und die kleinbürgerei. siegfried palm fand martina noch wach. dubcek schloß die tür zu anna neuschwangers schlafzimmer, im vorraum onanierte traktl. holder sang im schnee. marcuse pinkelte. ich schiffte auf die autoreifen und auf melisa. das adagiothema bricht mit leidenschaft ein, aber die chromatik zersprengt nicht den typus des langsamen satzes, und mit diatonischen fortschreitungen wird ein lyrisch atmendes gebilde voll schwellender spannungen geschaffen, soso.

9

franco taten die zähne adolf hitlers weh im südbahnhof nebenan mit dem schuh gegen die holzbank. loni scheuernstuhl wachte auf, trank mit mir ein bier, ging mit mir in die mälzerei und lachte. am nächsten tag verließ helmut heißenbüttel das hotel. lilo zog das kleid aus. sheila wurde still im bett mit der hand nebenan, ach gott, ach sappho, sheila beim aufwachen chaplin mit den zähnen in der hand beim einschlafen leise und mitten in der nacht. mein großvater oder dein großvater beim anziehen im zimmer gegen die holzbank in der mälzerei am nächsten tag einen behälter mit wasser oder einen unterteller in den harten wintertagen unserer heimischen vogelwelt. adolf hitler fütterte die vögel regelmäßig und richtig und verließ weinend den südbahnhof. karl marx bezahlte die schuhe. haydn verließ die duschkabinen und bezahlte die Strümpfe.

10

wenn in diesen hallenabschnitten, wo die teuersten maschinen montiert sind, feuer ausbricht (und warum nicht?), schaltet sich automatisch die lösch- und warnanlage für die kapitalisten ein. karl marx faßte diese auskunft als einen witz auf und spritzte lachend in sheila, die ein netz mit grünen zitronen mitgebracht hatte. da zeterten unsere dogmatischen spartakisten. bei einem langanhaltenden heulton müssen Sie innerhalb von 10 bis 15 sekunden diesen abschnitt verlassen haben. auf dem bahnhofsvorplatz traf chaplin lorenz rupp, der als bürgermeister zu einem brotbackwettbewerb in einen vorort fahren wollte. sonst werden Sie durch die ausströmenden chemikalien ohnmächtig und fallen den flammen zum opfer. das ist die lage in der großindustrie, auch wenn die dogmatiker von sozialismus und die intellektuellen von marxismus sprechen. karl marx möchte gern endlich verstanden werden, und zwar dialektisch.

Chris Bezzel: *Die Freude Kafkas beim Bügeln. Die Freude Mozarts beim Kegeln. Die Freude Bismarcks beim Stricken.* Carl Hanser Verlag, 1972.

Bonapartismus und Kulturkampf

Von Stefano G. Azzarà

Seit Giorgia Meloni italienische Premierministerin ist, beschwört die linksliberale Opposition die Gefahr des Faschismus. Das Problem liegt aber woanders und auch viel tiefer.

Als im Oktober 2022 die Koalition der Rechten die italienischen Parlamentswahlen gewann, warnten jene Teile aus Politik und Zivilgesellschaft, die die Wahl verloren hatten, vor der Gefahr eines Rückbaus der Demokratie im Land. Auch jenseits der nationalen Grenzen äußerten sich das liberaldemokratische beziehungsweise sozialdemokratische Lager und dessen Meinungsmacher besorgt. Dabei war es gar nicht das erste Mal, dass in Italien eine rechte Regierung an die Macht gekommen war. Der erste Sieg Silvio Berlusconi fällt ins Jahr 1994. Damals erhielt er eine Legitimierung durch den Movimento Sociale Italiano (MSI) – eine Partei, die sich bereits in ihrer Namensgebung auf die von den Faschisten 1943 gegründete Repubblica Sociale Italiana im Norden des Landes bezieht. Damals wurde ein einflussreicher MSI-Funktionär wie Pinuccio Taretella zum stellvertretenden Ministerpräsidenten ernannt. In der zweiten Regierung Berlusconi von 2001 – jene Regierung übrigens, die im gleichen Jahr die Gewalteskalation beim G8-Gipfel in Genua zu verantworten hatte – wurde dann der damalige Parteisekretär Gianfranco Fini stellvertretender Ministerpräsident, wobei sich seine Partei kurz zuvor in Alleanza Nazionale umbenannt hatte, um ihre Ursprünge zu verwässern.

Es gibt jedoch einen signifikanten Unterschied zur heutigen Regierung. Damals spielte die extreme Rechte zwar eine wichtige, aber dennoch untergeordnete Rolle, nicht zuletzt aufgrund ihres begrenzten Wählerpotentials. 2022 jedoch erreichten die Fratelli d'Italia fast 30 Prozent der Stimmen und wurden zur stärksten politischen Kraft in Italien, was es der Vorsitzenden Giorgia Meloni ermöglichte, das Amt der Ministerpräsidentin zu übernehmen. Damit übertraf sie Matteo Salvini,

der kurz zuvor (vor seinem seltsamen politischen Selbstmord) noch als die dominante Figur der nationalen Politik galt.

Zwei Jahre sind seither vergangen, und an der Lagebeurteilung scheint sich nichts geändert zu haben. Immer noch beschwören das Mitte-links-Lager und seine alliierten Medien in der politischen Auseinandersetzung die Angst vor einem autoritären Wandel des Landes, bisweilen gar die vor einer Rückkehr des Faschismus. Eine typische Vertreterin dieser rhetorischen Strategie, den Gegner mit einem theoretisch sehr starken, aber in der Praxis kaum wirksamen Argument zu delegitimieren, ist die Zeitung *La Repubblica*, die als eine Art römisches Pendant zur *New York Times* betrachtet werden kann und aufgrund ihres Einflusses (der sich nicht zuletzt der wirtschaftlichen Macht ihres im vorherrschenden Block des euroatlantischen globalen Kapitalismus fest verankerten Eigentümers Stellantis verdankt) dem Mitte-links-Lager in Italien die Linie vorgibt. Eine emblematische Stellungnahme stammt vor diesem Hintergrund vom stellvertretenden Direktor der Zeitung, Massimo Giannini. Anlässlich der Verabschiedung eines weiteren »Sicherheitspakets«, das eine deutliche Verschärfung des Strafmaßes für eine Reihe von Delikten wie Straßenblockaden oder den Versuch, umstrittene öffentliche Bauprojekte zu stoppen, mit sich bringen wird und tatsächlich eine erhebliche Einschränkung der Meinungs- und vor allem der Demonstrationsfreiheit bedeuten könnte, kritisierte Giannini die Rechte für ihre »merkwürdige Vorstellung von liberaler Demokratie«, nämlich »mehr Strafen und Gefängnis für alle« anzubieten.

Antidemokratischer Liberalismus

Es lohnt sich, zunächst einmal über diesen Ausdruck nachzudenken. Er setzt etwas voraus, was in der Tat längst in die vorherrschenden Formen des kollektiven Bewusstseins übergegangen ist, nämlich die Vorstellung einer substantiellen Äquivalenz von Demokratie und Liberalismus. Nach dieser Auffassung sind Demokratie und Liberalismus deckungsgleich, und die Geschichte der Demokratie ist die Geschichte dieser philoso-

phisch-politischen Strömung. Der Liberalismus hat demnach die Demokratie hervorgebracht, und zwar durch lineare und spontane Entwicklung, die mit der allmählichen Zivilisierung der Massen einherging und von den ersten repräsentativen Versammlungen, die der Aristokratie und den Großgrundbesitzern vorbehalten waren, zum allgemeinen Wahlrecht führte. Klar ist auch der logische Schluss dieser These: Es gibt keine Demokratie außerhalb des Liberalismus, und es ist nicht einmal möglich, sich demokratische Formen des Zusammenlebens vorzustellen, die in anderen Modi als dem liberalen interpretiert werden. Wenn Demokratie Liberalismus ist, so ist alles, was sich dem Liberalismus entgegenstellt, Faschismus, wodurch dieser seine konterrevolutionären und antikommunistischen politischen Merkmale verliert und in allem und jedem mit Antiliberalismus identifiziert wird (was folgerichtig den Antifaschismus entpolitisiert und ihn auf eine rein rhetorische und indirekte Apologie des Liberalismus reduziert).

So verbreitet, dominant und als offensichtlich wahrgenommen diese These auch erscheinen mag, sie ist zweifelhaft, wenn nicht historisch betrachtet sogar vollkommen falsch. Richtig ist vielmehr, dass der Liberalismus nur mit Mühe dazu gebracht wurde, sich mit der Demokratie zu arrangieren, einem politischen Ideal, das für diese Strömung eine sehr späte Entdeckung war und dem sie sich nur widerwillig fügte. Als Instrument zur Begrenzung der Macht des Herrschers und zur Bekräftigung des Prinzips der Selbstverwaltung der im aristokratisch-bürgerlichen Rahmen der Zivilgesellschaft etablierten Mächte ist der Liberalismus zunächst ein Mittel zur Umgrenzung eines heiligen Raumes der Gleichen, das heißt der Eigentümer, die sich gegenseitig durch den Ausschluss derer anerkennen, die nicht ihresgleichen sind und keine besondere Stellung genießen. Er repräsentiert also eine teilweise noch vormoderne Organisationsform der vorherrschenden Einzelinteressen, durch die ein System von Privilegien institutionalisiert wird, das im Ancien Régime noch einen personalistischen Charakter hatte.

Insofern der Liberalismus den universellen Begriff von Menschheit nicht anerkannte und seine Definition auf jene beschränkte, die sich durch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Klasse der Zivilisati-

on auszeichneten, war er die längste Zeit ein Gegner des allgemeinen Wahlrechts und sprach sich für Ausschlussklauseln auf der Grundlage von Zensus oder Zivilisation aus. Als er schließlich das allgemeine Wahlrecht akzeptierte, geschah dies in bonapartistischer Form, das heißt, praktiziert wurde mit plebiszitären Mitteln die Einsetzung eines Führers, der die Volkssouveränität vollständig absorbierte und unter seine Kontrolle stellte.

Weit davon entfernt, die Demokratie aus sich selbst heraus zu schaffen – präziser formuliert jene Herrschaftsform, die wir als solche zu bezeichnen gewohnt sind, nämlich die moderne Demokratie des 20. Jahrhunderts – musste der Liberalismus vielmehr selbst erst lernen, demokratisch zu sein. Einzig der reale politische und soziale Konflikt, der Zusammenstoß mit den Forderungen der organisierten unteren Klassen und deren Konfliktfähigkeit, zwang ihn, die großen Diskriminierungen zu überwinden, die im Laufe seiner Geschichte auf ihm lasteten: die Klassen-, die Geschlechter- und die Rassendiskriminierung.

In dieser Hinsicht lässt sich also mit gutem Recht behaupten, dass die Demokratie viel eher die legitime Tochter des Klassenkampfes und des Kampfes der kolonialen Völker um Selbstbestimmung ist. Erst nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, also am Ende des »Zweiten Dreißigjährigen Krieges«, der die Gestalt einer internationalen demokratischen Revolution angenommen und der, relativ betrachtet, die Mauern des heiligen liberalen Raums in jedem Land und global relativ aufgebrochen hatte, konnte der Liberalismus seine demokratische Phase einläuten; sein linker Flügel gewann damals gegenüber seinem konservativen die Oberhand.

Niedergang moderner Demokratie

Seit geraumer Zeit befindet sich diese Verbindung jedoch in einer Krise, da die moderne Demokratie (allgemeines Wahlrecht und universelle Wohlfahrt als Mechanismus zur Umverteilung von Macht, Reichtum und Anerkennung und als sozialer Ausgleich) längst von den verschiedensten Experimenten einer postmodernen bonapartistischen Demokratie abge-

löst und ersetzt wurde. Allerdings besteht weder in Italien noch anderswo eine faschistische Gefahr im klassischen Sinne, die Gefahr einer Faschisierung bestünde allenfalls im Falle eines Krieges, und sie bleibt auch bei weitem nicht auf Melonis Partei oder andere explizit rechte oder extrem rechte Parteien beschränkt, sondern verläuft quer durch alle Lager. Das Problem liegt woanders: Seit mehreren Jahrzehnten ist nämlich selbst innerhalb der als liberal-demokratisch definierten politischen Systeme ein Prozess der Machtkonzentration im Gange.

Von dem Moment an, an dem die subalternen Klassen mit dem Ende des Kalten Krieges ihre Fähigkeit verloren, zu kämpfen und sich zu verteidigen (weil sie ihr Bewusstsein, ihre Einheit und ihre Organisiertheit verloren), öffnete sich im Westen ein Raum, in dem ein rein liberales Programm wieder ungehindert zur Anwendung kommen konnte. Vor allem der bonapartistische Gegenpol, den die Liberalen seit Mitte des 19. Jahrhunderts gegen die Demokratie ins Feld geführt hatten, ist wieder aufgetaucht, so dass die vertraute moderne Demokratie schon lange vor Melonis Regierungsantritt verschwand.

Was Italien betrifft, wo dieser Prozess bereits in den 1970er Jahren begann, als die letzte Welle der Emanzipationsbewegungen des 20. Jahrhunderts zum Stillstand gebracht wurde, erfolgte die Abrechnung mit der modernen Demokratie schon Anfang der 1990er Jahre im Zuge der Krise der sogenannten Ersten Republik. Dreh- und Angelpunkte dieser Veränderung waren die Delegitimierung der Massenparteien (namentlich des Partito Comunista Italiana) und die Änderung des Wahlrechts in Richtung Mehrheitswahlrecht, wie sie von dem Christdemokraten Mario Segni und dem letzten kommunistischen Sekretär Achille Occhetto vorangetrieben wurde. Seither begann in Italien ein Prozess der Machtkonzentration, der die untergeordneten Klassen entmachtete, die ihre Entmachtung angesichts verbreiteter Wahlenthaltung voll akzeptiert zu haben scheinen. Die Zermürbung der modernen Demokratie hat in der Zwischenzeit auch auf anderen Ebenen stattgefunden: in der Arbeitsgesetzgebung, beim Abbau der Sozialleistungen, mit der Anhebung des Rentenalters, der Privatisierung des Gesundheits- und Bildungssystems usw.

Es besteht also kein Zweifel daran, dass in Italien ein Trend im Gange ist, der sich als autoritär bezeichnen lässt. Aber dieser Trend ist älter als die Regierung Meloni, er dauert schon seit Jahrzehnten an und wurde zwar von den rechten Regierungen verstärkt, aber eben auch von der linken Mitte bestätigt und mitgetragen. Selbst in der Frage der Verteidigung minimalster Bürgerrechte hat Mitte-Links, wann immer sie die Regierung stellten, ein sonderlich gutes Bild abgegeben: Obwohl die Möglichkeit bestand, wurden nie Schritte unternommen, um die von der Rechten eingeführten repressiven Maßnahmen aufzuheben; das gilt für die freie Meinungsäußerung wie auch – um ein noch heikleres Thema zu nennen – für das Vergehen der illegalen Einwanderung.

Schon diese nicht gerade glanzvollen Beweise zeigen, dass die Strategie des Lamentierens und des Anprangerns einer antidemokratischen und autoritären Gefahr, die von den Rechten ausgeht, nicht sehr wirksam sein kann. Italien zerfällt mehr oder weniger in politische Lager, die ihrerseits Ausdruck zweier sozialer Blöcke sind. Diese Blöcke wiederum werden angeführt von den beiden wirtschaftlichen Fraktionen des italienischen Kapitalismus (der dominante, stärker in die globalen Wertschöpfungsketten integrierte und der untergeordnete, stärker territoriale und von der Globalisierung geschädigte). Die beiden Lager teilen sich das Terrain des neoliberalen Staates; lediglich dessen Governance interpretieren sie unterschiedlich. In einem abstrakt-universalistischen Verständnis hält Mitte-Links an der Erklärung der Menschenrechte fest, entleert sie aber ihres wirtschaftlichen und sozialen Inhalts und neutralisiert ihr transformatives Potential, indem sie sie auf Verfahrensweisen reduziert und sie im Rahmen des Bestehenden belässt. Die Rechte mit ihrem partikularistischen und neokorporatistischen Verständnis der Menschenrechte redefiniert die Staatsbürgerschaft als private Angelegenheit, als ein System der Verhandlung gruppenspezifischer Interessen, und wiederbelebt den Evergreen von »Recht und Ordnung« – den Nachwächterstaat, den die Liberalen immer haben wollten und der einen Teil der Gesellschaft schikaniert, den anderen beschützt. In diesem Sinne lässt sich mit Recht sagen: Italien hat sich verändert und ist autoritärer geworden, Bürgerrechte wurden teils erheblich eingeschränkt.

Das aber ist nicht Melonis unmittelbare Schuld, sondern eher auf andere Dynamiken zurückzuführen, die sich die Regierungschefin bestenfalls auf eigene Weise zunutze macht. Es ist kein Zufall, dass jener Aspekt des rechten Programms, der den politischen Gegner am meisten beunruhigt, nämlich in der laufenden Amtszeit ein Verfassungsreferendum vorzubereiten, mit dem in bonapartistischer Manier die beabsichtigte Machtkonzentration konstitutionell verankert werden soll, in jüngerer Vergangenheit auch schon von Mitte-Links in Angriff genommen wurde (zuletzt vom ehemaligen Vorsitzenden des Partito Democratico und zeitweiligen Premierminister Matteo Renzi).

Kultur- statt Klassenkampf

An diesem Punkt setzt der Diskurs über das Kulturprogramm der Regierung und dessen Risiken an. Als Ausgleich für den von ihr vorangetriebenen Prozess der Machtkonzentration und der Entmachtung und als Kompensation für die mit der globalen Dynamik verbundene Wirtschaftskrise, die soziale Frustration schafft und die Hegemonie des bürgerlichen Blocks in Gestalt einer populistischen Revolte herauszufordern schien, bietet die Rechte ein kulturelles, und das heißt, in erster Linie identitäres Trostpflaster an, das die vom hegemonialen Block abgespaltenen mittleren und untergeordneten Klassen wieder zusammenkleben soll. Denn im entfalteten Neoliberalismus gibt es für Nationalstaaten vom Kaliber Italiens keine großen wirtschaftspolitischen Spielräume: Bloß wenige Milliarden Euro können von einer zugunsten einer anderen gesellschaftlichen Klientel umgeschichtet werden. Es gibt auch keine Spielräume in der Außenpolitik, die fest auf atlantischem Kurs liegen. Es gibt aber die Kultur, und das heißt, ein riesiges Reservoir an symbolischer Kompensation. Und aus diesem Grund ist die Kultur in Italien wie im gesamten Westen zu einem besonders relevanten Schlachtfeld geworden. Die »Kulturkriege« haben den Klassenkampf verdrängt und ersetzt.

Unfähig, eine wirkliche Lösung für die Krise zu finden, und vor allem

unfähig, die dramatischen Probleme der Arbeitslosigkeit, der Prekarität, der Inflation und des lächerlich niedrigen Lohnniveaus anzugehen, versucht die Rechte, dies zu kompensieren, indem sie auf der einen Seite Beruhigung und auf der anderen Seite Identitätsstolz vermittelt. Es geht darum, die ängstlichsten und rückständigsten Gesellschaftsschichten zu trösten und zu beschwichtigen, indem ein Diskurs zur Schau gestellt wird, der die Loyalität zum Westen bekräftigt und gleichzeitig die traditionellen Werte systematisch in Frage stellt. Es geht auch um die Externalisierung des Konflikts durch Kriminalisierung der Ausgeschlossenen: der Marginalisierten, aber vor allem der Migranten (perhorresziert als fünfte Kolonne der Barbarei, die den Garten der Demokratie und Freiheit belagert, als industrielle Reservearmee, die unsere Arbeitsplätze stiehlt und die Löhne drückt). Die Herausforderung besteht in der spektakulären Darstellung einer unwahrscheinlichen »Volksgemeinschaft«, die rhetorisch durch Verherrlichung der Idee der Nation oder des Vaterlandes, durch Sehnsucht nach einem traditionalistischen Katholizismus, durch einen Heldenkult hergestellt werden soll, vor allem aber – anders kann es in der Postmoderne nicht sein – durch eine selbstmitleidige Rhetorik des »Made in Italy« (vor allem in bezug auf den Agrar- und Ernährungssektor, das heißt, auf den »produktiven« und »landverwurzelten« Sektor, der seit jeher einen erheblichen Einfluss auf die Selbstdarstellung der Italiener hat).

Dieses kulturelle Angebot ist eindeutig reaktionär. Und es scheint, da mit einem Blick in die Vergangenheit auf den Zeitgeist reagiert wird, ohne sich jedoch über diesen zu erheben, nicht viel Erfolg zu haben. Denn der Diskurs der Nostalgie, der Tradition oder der nationalen Werte kollidiert auf lange Sicht systematisch mit der wahren kulturellen Hegemonie unserer Zeit, nämlich der kapitalistischen und konsumistischen Religion US-amerikanischer Provenienz, die dem Land während der Berlusconi-Zeit eingepflanzt wurde: der Hegemonie der großen audiovisuellen Plattformen zum Beispiel oder des globalen Industriesystems der Sportspektakel. Es ist zweifelhaft, ob die präntöse partikularistische Wagenburg den Folgen einer digitalen Revolution standhalten kann, von der wir bisher nur die ersten Anzeichen gesehen haben, und die Raum

und Zeit virtuell auflöst, indem sie einen Abstraktionsprozess in Gang setzt, der mit der Vollendung des Weltmarkts zusammenfällt.

Die kulturelle Offensive der Regierung der Rechten hat sich vor allem auf historiographischem Terrain entwickelt, und auch hier konnte sie auf mehrere Jahrzehnte des liberalen Geschichtsrevisionismus aufbauen, der schon längst für eine fast vollständige Delegitimierung der revolutionären Tradition des 20. Jahrhunderts gesorgt hat (der im allgemeinen Bewusstsein für die Geschichte der Demokratie keine bedeutende Rolle mehr zugewiesen wird). Dazu kommen die Verharmlosung der Verbrechen des Faschismus und die Normalisierung des faschistischen Regimes in Italien, das im Wesentlichen eine präventive Antwort auf den möglichen bolschewistischen Umsturz war, der sich im Biennio Rosso (den roten zwei Jahren 1919/1920) angedeutet hatte, und das das Land vor der kommunistisch-stalinistischen Diktatur bewahren sollte. Dazu gehört die Verklärung des Faschismus als Modernisierer des Landes und Garant erweiterter sozialer Rechte. Umgekehrt wird auf die Verbrechen der Partisanen verwiesen oder auf die Massaker der Tito-Kommunisten im Karst. Die Liste ließe sich beliebig fortsetzen. Abgesehen von den einzelnen Themen können wir jedoch sagen, dass mit diesen revanchistischen Einfällen eine Neuschreibung der italienischen Geschichte als Ganzes angestrebt wird (die Regierung bereitet u. a. eine Reform der Schullehrpläne vor), die Ergebnisse allerdings auf wissenschaftlicher Ebene ziemlich bescheiden sind.

Eine bestimmte, seit langem bestehende Mentalität der italienischen Gesellschaft, die mit ihrer partikularistischen Struktur zusammenhängt, ist für den revisionistischen Ehrgeiz empfänglich. Der stößt jedoch auf ein unüberwindbares Hindernis von nicht geringer Bedeutung: Dilettantismus und Inkompetenz. Sinnbildlich für dieses kulturelle Defizit der postfaschistischen italienischen Rechten ist der ehemalige Kulturminister Gennaro Sangiuliano, der seine politische Ausbildung im MSI der 1970er Jahre erhielt. Sein Vorschlag war eine wahrhaft hegemoniale Operation. Einerseits nämlich eine Aufwertung der rechten Kultur (Ausstellungen zu Prezzolini oder Tolkien), andererseits der Versuch, die gesamte nationale Kultur, einschließlich der liberalen (Gobetti) und sozia-

listischen (Gramsci) Traditionen, in den rechten Diskurs einzubeziehen. Mit diesen fragwürdigen Absichten ist Sangiuliano dann auf lächerliche Weise gescheitert.

Kurzum: Opportunismus, Improvisation und Dilettantismus im kulturellen Bereich scheinen ein unüberwindbares Hindernis für die italienische Rechte zu sein. Der neue Minister, der Journalist und Fernsehmoderator Alessandro Giuli, wirkt da besser vorbereitet, leidet aber an einem Defizit anderer Art: Er war Anfang der 1990er Jahre ein Aktivist der sehr regen neofaschistischen Gruppe Meridiano Zero (die den Positionen von Pino Rauti, dem ehemaligen Gründer der Terrororganisation Ordine Nuovo, nahesteht), und seine Weltanschauung ist sogar noch radikaler, weil sie von bestimmten Versatzstücken »arischer« Mythologie inspiriert ist. Dieser esoterische Geist, der der aristokratischen Vorstellungswelt der nationalrevolutionären Gruppen der Nachkriegszeit nähersteht als der traditionellen italienischen Weltsicht, kann ohne eine entsprechende Anpassung nur schwer Akzeptanz in der Bevölkerung finden.

Feste Westbindung

Ungeachtet des Gesagten verhalten die Klagen über das Ende der liberalen Demokratie in Italien weitgehend ungehört. Das liegt vor allem an der totalen Bindung an das westliche geostrategische Lager und an die Interessen des US-Großfinanzkapitals. Meloni hat das mit bemerkenswertem Scharfsinn, aber auch in voller Übereinstimmung mit ihrer eigenen politischen Geschichte wie der gesamten italienischen neofaschistischen und/oder postfaschistischen Rechten (in Worten »systemfeindlich«, in Wirklichkeit antikommunistisch und atlantisch) bestätigt. Jeder Versuch, den Grad der Verwestlichung der Rechten in Zweifel zu ziehen, indem man die Ministerpräsidentin der Nähe zu Putin oder Orbán zeihet; kann daher nur scheitern. Dies um so mehr, als es unbestreitbare Beweise gibt, die bestätigen, dass diese Koryphäen der liberalen Demokratie die Verteidigung der Rechte sehr selektiv auslegen: Besorgt um das Schicksal von Rechten aller Art, haben sie in den letzten Monaten kein einziges

Wort des Protests gegen die systematischen Verbote von Demonstrationen zur Unterstützung Palästinas und gegen den Völkermord an einem Volk im Live-Fernsehen gesagt.

Übersetzung aus dem Italienischen: Daniel Bratanovic

Stefano G. Azzarà lehrt an der Universität Urbino Geschichte der Philosophie.

Aus: *junge welt*, Nr. 238, 12./13.10.2024.

Dienstag, 7.1. 19.00 **Barbi Marković** • Donnerstag, 9.1. 19.00 **Ulrike Draesner, Bettina Baláka** • Montag, 13.1. 19.00 **Anselm Glück** • Dienstag, 14.1. 19.00 *Stichwort ›Empörung‹*: **Lydia Mischkulnig, Brigitte Schwens-Harrant, Christa Zöchling** • Donnerstag, 16.1. 19.00 *Retrogranden aufgefrischt*: **Elisabeth Wäger-Häusle** • Montag, 20.1. 18.00 *Dichter*innen lesen Dichterin*: **Margret Kreidl & Michael Hammerschmid** über **Sor Juana Inés de la Cruz**; 20.00 **Michael Donhauser** • Dienstag, 21.1. 19.00 *Grundbücher seit 1945*: **Franz Schuh** • Mittwoch, 22.1. 16.00 *Literatur für Schüler*innen*: **Michael Hammerschmid** • Donnerstag, 23.1. 19.00 *Wiener Kolloquium Neue Poesie*: **Daniel Wisser** • Montag, 27.1. 19.00 *räume für notizen: ›Das Jandl Prinzip‹*: **Jaap Blonk, Jörg Piringer, Lydia Haider** • Dienstag, 28.1. 19.00 *Kunsttankstelle Ottakring, XVI., Grundsteing. 45–47: räume für notizen: ›Das Jandl Prinzip‹*: **Fernando Aguiar, Cia Rinne, Eleonore Weber** • Donnerstag, 30.1. 19.00 *10 Jahre Literatur als Zeit-Schrift*: **Kaśka Bryła, Matthias Schmidt, Andrea Stift-Laube, Andrea Zederbauer** • Samstag, 1.2., 19.00 *Kunsttankstelle Ottakring, XVI., Grundsteing. 45–47: räume für notizen: ›Das Jandl Prinzip‹*: **WIC-waves improvisers cluster** • Montag, 3.2. 19.00 *Ö1 – radiophone Werkstatt*: **Tim Cupal** • Donnerstag, 6.2. 19.00 *Trojanow trifft*: **Hanna Mittelstädt** über **Franz Jung** • Samstag, 8.2., 19.00 *Kunsttankstelle Ottakring, XVI., Grundsteing. 45–47: räume für notizen: ›Das Jandl Prinzip‹*: **Friedmann, Astrid Nischkauer** • Montag, 10.2. 19.00 **Astrid Nischkauer, Udo Kawasser** • Dienstag, 11.2. 19.00 **László Végel** • Donnerstag, 13.2. 19.00 *Dicht-Fest*: **Patricia Brooks, Hannes Vyoral, Rhea Krčmářová, Miroslava Svolikova, Isabella Krainer, Semier Insayif** • Montag, 17.2. 19.00 *Werk Leben*: **Lydia Mischkulnig & Sepp Mall** • Dienstag, 18.2. 16.00 *Literatur für Schüler*innen*: **Cornelia Hülbauer**, 19.00 *Ö1 – radiophone Werkstatt*: **TRACK 5'** • Donnerstag, 20.2. 19.00 **Lydia Steinbacher Thomas Ballhausen, Erwin Uhrmann, Lydia Rammerstorfer** • Montag, 24.2. 19.00 **Franz Josef Czernin, Markus May** • Dienstag, 25.2. 19.00 *Welt / Literatur*: **Angelika Reitzer, Yuliia Iliukha, Marianna Kiyanowska** • Donnerstag, 27.2. 19.00 **Olga Flor**; 20.00 **Gerd Sulzenbacher**

Musikprogramm der Alten Schmiede 01/02 2025

Mittwoch, 8.1. Jazz: **Mr. Resolved: Tobias Meissl Trio: Tobias Meissl** (Vibraphon), **Ivar Roban Križić** (Bass), **Valentin Duit** (Schlagzeug) • Freitag, 10.1. Solokonzert: **Berlinisches Tagebuch: Yoriko Ikeya** (Klavier), **Mayako Kubo** (Lesung) • Mittwoch, 15.1. Kammermusik: **Melancholy: Håvard Enstad Trio: Tina Presthus** (Violine), **Ana Šincek** (Violoncello), **Håvard Enstad** (Klavier) • Freitag, 17.1. Kammermusik: **studies in intimacy: HEDDA: Sophia Goidinger-Koch** (Violine), **Klaus Haidl** (Gitarre) • Mittwoch, 22.1. Elektronische Musik: **NOR: Martin Lorenz** (Schlagwerk und Synthesizer), **Luc Döbereiner** (Elektronik und E-Gitarre) • Freitag, 24.1. Kammermusik: **4saxes: Peter Rohrsdorfer** (Sopransaxophon), **Daniela Rohrsdorfer** (Altsaxophon), **Eberhard Reiter** (Tenorsaxophon), **Markus Holzer** (Baritonsaxophon, Klarinette) • Mittwoch, 29.1. Kammermusik: **Between Feathers: Elina Viļuma-Helling** (Stimme), **Audrey G. Perreault** (Flöte), **María Mogas Gensana** (Akkordeon), **Alisa Kobzar** (Elektronik) • Freitag, 31.1. Kammermusik: **Ensemble Wiener Collage: Manuel Schager** (Violoncello), **Alfred Melichar** (Akkordeon) • Mittwoch, 5.2. Kammermusik: **Duo Dzomba-Krutz: Marko Dzomba** (Saxophon), **Kimiko Krutz** (Klavier) • Freitag, 7.2. Kammermusik: **GLASKLAR: Christa Schönfeldinger** (Glasharmonika), **Barbara Gatschelhofer** (Oboe und Englisch Horn), **Nikola Vuković** (Trompete), **Myriam García Fidalgo** (Violoncello), **Juan Pablo Trad Hasbun** (Kontrabaß) • Mittwoch, 12.2. Kammermusik: **Spiegelungen: Winterberg-Trio: Martin Reining** (Violine), **Simon Schellnegger** (Viola), **Gerhard Waiz** (Violoncello) • Freitag, 14.2. Solokonzert: **Diese Dämmerung: Ellada-Angelina Pavlou** (Klavier) • Mittwoch, 19.2. Kammermusik: **In Fide: Benjamin Zumpfe, Cansu Özdamar** (Klavierduo) • Freitag, 21.2. Solokonzert: **East-West-Central-South: Jan Gerdes** (Klavier) • Mittwoch, 26.2. Jazz: **Leih den Tagen Flügel: Elfi Aichinger & CORE: Elfi Aichinger** (Stimme, Klavier, Komposition), **Joanna Lewis** (Violine), **Melissa Coleman** (Violoncello), **Peter Herbert** (Kontrabass) • Freitag, 28.2. Kammermusik: Kompositionswerkstatt: **Ensemble Platypus**

Beginnzeiten jeweils 19.00 Uhr

**Musikveranstaltungen auch im Stream und zum
Nachsehen auf dem YouTube-Kanal der Musikwerkstatt
@AlteSchmiedeMusik**

Für Freixemplare der Sichel senden Sie bitte ein ausreichend frankiertes und adressiertes Rücksendekuvert unter Angabe der gewünschten Stückzahl an die Redaktionsadresse: Alte Schmiede / Schönlaterngasse 9 / 1. Wien